

„Stern der Neger“



Katholische - Missions -
Zeitschrift
der Söhne des hlgt. Herzens
Jesu.

Organ des Marien - Verein für Afrika.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Postzusendung 2 K = 2 Mk. = 3 Franken.

Missionshaus Milland bei Brixen, Tirol.

Nach Mj. Herzlichen Dank für Karte. Dort sehr unfruchtbarer Boden; Geduld. Brief später. — Nach G. Böse, verleumderische Zungen gibt es überall; das lasse Sie jedoch nicht abbringen, Ihren Eifer auch fernerhin für unser Missionswerk zu betätigen. — **Bayern.** Karte erhalten; so stimmt's. „Stern“ abgehandt an H. S. C. Sie werden doch noch mehr Abonnenten finden. — **Unbenannt.** Der Aufnahme Ihres Knaben steht Mittellosigkeit keineswegs im Wege, wenn er wirklich sehr brav und talentvoll ist. — **N. N.** Schillerdenkmal werden wir wohl keines im Sudan errichten, doch senden Sie nur Ihre gesammelten Pfennige oder Mark für unser Missionshaus; in

dem noch auszubauenden Hause setzen Sie sich ein prächtiges Denkmal, das mehr nützen wird. — **J. K. in J.** Das Opfer zu Ehren der Maienfürstin können Sie vervielfacht auch im Juni zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu für die armen Negerkinder bringen. Der Heiland belohnt jeden Trunk Wasser. — **An mehrere in A.** Noch immer keine Bilder erhalten. Bitte jedoch um große und scharfe. — **An alle Abonnenten.** Jene Schleifennummer gilt, welche auf der Schleife des letzten Hefes zu lesen ist, doch sind in diesem Hefte die Abonnements-Erneuerungen noch nach der alten Nummer ausgewiesen.

Redaktionschluß am 18. Mai 1905.

Zur Beachtung!

1. Die Abnahme dieser Zeitschrift, solange eine ausdrückliche Abbestellung derselben nicht erfolgt, gilt als Abonnementsverpflichtung.

2. Unter dem Titel Abonnements-erneuerung werden wir jeden Monat auf dem Umschlag die Schleifennummern jener Abonnenten veröffentlichen, welche während der Zeit, die dort verzeichnet ist, ihr Abonnement erneuert haben. Wir bitten deshalb unsere Abonnenten, stets ihre Schleifennummern zu beachten und sich zu vergewissern, indem sie unten nachsehen, ob der Abonnementsbetrag zu uns gelangt ist.

3. Einige Abonnenten, um nicht jährlich den Abonnementsbetrag für die Zeitschrift einsenden zu müssen, möchten wissen, welche Summe genügt, um lebenslänglich auf den „Stern der Neger“

abonniert zu sein. Da nun der „Stern der Neger“ 2 Kronen kostet, wurde die Summe von 50 Kronen bestimmt, um lebenslänglicher Abonnent des „Stern der Neger“ zu sein.

4. Wer mindestens 20 Kronen einwendet, kann als Taufspate eines Negerkinds fungieren und ihm den Namen, den er will, beilegen.

5. Wer unser Missionswerk in vorzüglicher Weise unterstützen will, der suche zehn Abnehmer des „Stern der Neger“ zu gewinnen, er erhält sodann das erste Exemplar umsonst, wenn er alle unter einer Adresse bezieht.

6. Auf die Zeitschrift „Stern der Neger“ kann noch immer abonniert werden; die bereits erschienenen Hefte werden nachgeliefert.

Abonnements-Erneuerungen.

Vom 18. April bis 18. Mai haben folgende Nummern ihr Abonnement erneuert: 54 68 127 153 154 157 188 244 246 256 257 294 1005 1048 1066 1366 1370 1400 1401 1433 1622 1672 1682 1814 1883 1959 2205 2233 2245 2514 2629 2705 2711 2833 2837 3012 3013 3028 3061 3138 3140 3294 3504 3616 3717 3844 3864 3917 3935 3949 4049 4082 4130 4134 4194 4386 4420 4463 4495 4510 4591 4649.

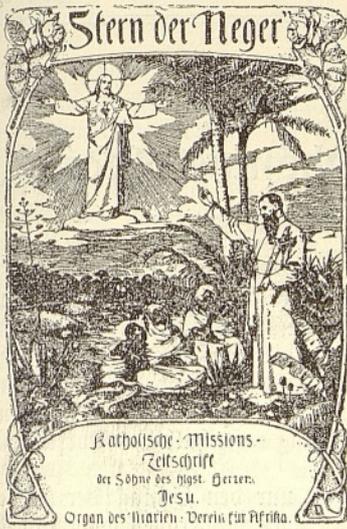
Gaben-Verzeichnis vom 18. April bis 18. Mai 1905.

In Kronen.

Opferstock: Frankl 1.—; Plattner 2.—; Rury 1.—; Seehausen Mich. 2.—; Burger 1.—; Schulschwestern Uttendorf 8.—; Kemetmüller 1.—; Fr. Miedl (samt Abonnement) 5.—; Meßner 1.—; J. Kefenich 2.34; v. Sartori 2.—; Huber 1.—; Jof. Gfenger (samt Abonnement) 10.—; Pfarrer Schoch 10.—; F. Türk 3.—; J. Tischler (samt Abonnement) 4.—; M. Stocker 3.—; Witt 1.17; Kettl 1.—; Rabensteiner 4.—; M. Rebhahn 1.—; Witwe Mägler 3.—; H. H. Dir. v. Sarns 5.—; H. H. Krieger 2.34; H. Steichert 0.58; J. F. 5.—; aus Bayern 364.—; H. H. Pf. Schnabl 49.40; J. Palm St. Andrá 20.—; H. H. Pf. St. Andrá 2.—; durch die ehrw. Tertiarschwestern von den Schulkindern in St. Andrá 7.07; P. B. Grüner

O. S. B. 6.—; A. B. Toblach 10.—; N. N. Feldthurns 20.—; J. B. Campill 20.—; A. D. Dlang 16.—; N. N. 4.68; J. H. Hofkirchen 10.—; K. Rumberger 1.—; J. Kratter Innsbruck 2.—; aus Bayern 418.—; J. D. Klagenfurt 1.—; M. Sch. Hl.-Kreuz 6.—; Stadtpf. Hummel 9.40; E. Gmeier 11.75; N. N. im Unterland 50.—; M. H. Pfunders 4.—; M. G. D. Matrie 10.—; H. H. Dech. Schönher 2.—; für das B. d. G. von verschiedenen Seiten 55.—.

Zur Taufe von Negerkindern und für die Mission: P. Leitner 30.—; Hugo Niedermayer 30.— (für Monf. Beyer); Marie Stocker 3.—; M. An. Walporzheim 20.— (für H. P. Zorn



Der Stern der Neger dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der „Söhne des heiligsten Herzens Jesu“ und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern. — Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentralafrika).

„Wie schön sind die Füße derer, die den Frieden, die frohe Botschaft des Heiles verkünden!“ Röm. 10, 15.

Der Stern der Neger erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Tirol) herausgegeben.

Abonnement ganzjährig mit Postversendung 2 K = 2 Mk. = 3 Franken.

Heft 6.

Juni 1905.

VIII. Jahrg.

Hobe Empfehlungen.

Wiederholt haben Bischöfe den „Stern der Neger“ huldvollst gesegnet und empfohlen.

Unter den letzten, welche die Zeitschrift mit Segenswünschen begleiten, sind:

Dr. Célestin Endrici, Fürstbischof von Trient,

Dr. Josef Altenweisel, Fürstbischof von Brixen,

welch letzterer unterm 9. Mai 1905 seinen Wünschen in folgender Weise Ausdruck verlieh:

„Die katholische Missionszeitschrift ‚Stern der Neger‘, Organ der ‚Söhne des heiligsten Herzens Jesu‘, dient dazu, Interesse für das ungeheuer große Arbeitsfeld der Missionäre für Zentral-Afrika anzuregen und so für das heilige Werk der Bekehrung Afrikas Mitarbeiter zu werben. Darum empfehle ich aufs wärmste allen meinen Diözesanen das Blatt und erteile zugleich der Redaktion und allen Abonnenten wie auch den Wohltätern des Missionshauses und der Mission meinen bischöflichen Segen.“

Krönung des neuen Schillukkönigs Fadiet.

Bericht des hochw. P. Wilhelm Banholzer F. S. C.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nun dürfte die Beschreibung der Krönungsfeier ohne viele weitere Erklärungen über die einschlägigen Personen und Sitten folgen.

Nach uralter Sitte, noch vor Nyfang, überließen die Schilluk die Wahl der Könige einer Feuerprobe.

Es wurden so viele Steinchen ins Feuer geworfen, als Namen für die Wahl vorge schlagen waren. Jedes Steinchen hatte seinen Namen. Das Steinchen nun, das ungeprungen im Feuer übrig blieb, dessen Name ward König. Diese Probe wurde so oft wiederholt, bis ein einziges Steinchen übrig blieb.

Nach Nyfang wurde das Königtum in ein Wahlkönigtum umgewandelt.

Fadiet war, wie bereits gesagt, seit zwei Jahren zum Könige gewählt. Es fehlte nur noch, daß er nach dem Landesritus gewählt wurde. Dies sollte geschehen anfangs Dezember.

I. Aufenthalt des Königs in Debalo.

Der König ging, als der neue Mond sichtbar wurde, nach dem etwa eine Stunde von seiner Residenz entfernten Dorfe Debalo, um dort vier Tage in Zurückgezogenheit zu leben und sich auf die Krönung vorzubereiten. Diese Vorbereitung wurde auf vier Tage beschränkt. Wäre aber keine fremde Regierung im Lande, so müßte der König dort einen ganzen Monat zurückgezogen leben.

In Begleitung weniger trat Fadiet wie ein einfacher Mann in das Dorf ein. Der Dorfobere trat ihm entgegen und fragte ihn barsch, was er hier wolle, seine Worte durch Schwingungen mit einem alten Säbel begleitend.

Der König entgegnete, er sei gekommen, um nach alter Sitte einige Tage das Gastrecht des Dorfes zu genießen, und ging in das für ihn bestimmte Haus ein.

Hierauf wurde ein vom König mitgebrachter Ochse von den Droro mit einer Lanze in die Seite gestoßen. Er fiel gleich zusammen, wurde von ihnen auf das Feld getragen und verteilt.

Die Zuschauer und die Dorfältesten verloren sich nun und es begann eine feierliche Ruhe im Dorfe, die vier Tage hindurch dauerte.

In aller Stille brachten die Hirtenjungen abends ihre Schafe ein. Das Großvieh wurde in einem Verschlag außerhalb des Dorfes untergebracht.

Man hörte nur den Schlag der schweren Stempel, mit denen die Frauen innerhalb ihrer Hütten die Durrah zerstoßen. Ihnen fällt es zu, die Gäste und Pilger, die da kommen, mit Bier zu bewirten.

Im Hofe steht ein Wald von Lanzenstöcken; alle Großen des Landes mit zahlreichem Gefolge liegen herum gelagert. Ein Teil derselben findet ein Nachtlager bei Bekannten außerhalb des Dorfes; die meisten schlafen in den Viehställen, zu 50—70 zusammengepfercht. Die Schlaf frage bietet nicht wenig Schwierigkeit: es ist kalt; wir sind im Winter hier: es hat 15° C. Nur ein leichtes Stück Tuch schützt die Leute; sie zittern abends und morgens vor Kälte. Die Sonnenstrahlen, die sich gegen 8 Uhr morgens im Hofe zeigen, werden sofort aufgesucht.

Zu einer Zeit, wo unsereiner den Sonnenstich bekommen würde, sitzen die zusammengedrückten Gestalten noch da und lassen die Wärme auf sich einwirken.

Die Magenfrage, die wichtigste, kann unmöglich zur Zufriedenheit aller gelöst werden. Es sind zu viele Leute da, zudem gab es dieses Jahr eine sehr magere Ernte. Was an Essen ausgeteilt wird, verschlingen die Großen und ihre Verwandten. Wer das Unglück hat, keine Fremde zu besitzen und zu bescheiden zu sein, bekommt einfach nichts; und dies durch zwei bis drei Tage hindurch. Die Schilluk sind sehr stark im Ertragen des Hungers: zwei Tage halten sie es mit Leichtigkeit aus. Mitleid ist ein Ding, das man für ein Unding bezeichnen würde.

So herrscht im allgemeinen ein entsetzlicher Hunger unter den Gästen — und daher auch die nötige Stimmung für den König, der so geizig ist und mit seinen Ochsen spart. Im

stillen wird endlos geschimpft über die elende Wirtschaft im Dorfe. Das weiß auch der König — es ist immer so gewesen — er hat ja diese Szenen auch mitgemacht. Er tut aber nichts.

Inzwischen hebt sich die Stimmung des Dorfes für eine Weile; es steht ein Sänger auf und preist mit lauter Stimme, rings im Hofe herumgehend, die Ahnen des neuen Königs und seine und ihre Taten. Er besingt die Menge des Bieres, das man dort unter ihnen hat fließen sehen, und die Fleischbrühe, die man verkostet hat; sein Gesang ist ein wahrer Hohn für die Herumhungernden. Aber die Schilluk lauschen doch mit Andacht. Der Sänger arbeitet nicht mit seiner Kehle, um aus dem König etwas für das Volk herauszulocken, er arbeitet nur für sich. Der König schenkt ihm dann nach dem Fasten eine Kuh oder einen Ochsen; das ist der Sängerlohn hierzulande.

Der Gesang hörte auf, als die Kehle des Sängers anfang zu versagen.

Darauf herrschte tiefes Schweigen. Die Nacht hindurch wurden drei Feuer unterhalten in nächster Nähe des „Menschen, den Gott gesandt hat“, so heißt man den König.

Eines unterhielten die Droro, eines die Guared, d. h. die Nachkommen der Könige, das dritte die einfachen Schilluk. Diese Feuer müssen durch Reibung zweier Hölzer entstanden sein.

Bei Tag und bei Nacht ist der König nur von den Droro und seinen Verwandten umgeben. Niemand sonst darf ihn umgeben. Am meisten haben die Zeremoniäre, die Droro, mit ihm zu tun; sie beraten mit ihm über die Aufeinanderfolge der Dinge, wie sie bei der Wahl der letzten Könige eingehalten wurde, und klären ihn auf über die Ansprüche der verschiedenen Personen und Kasten, die an der Feier einen Anteil haben.

Im übrigen unterhält er sich, wie mir ein Droro sagte, mit dem Geiste Nyfangs.

Am zweiten Tage verließ der König seine Zurückgezogenheit und zeigte sich den „Großen“ zur Begrüßung. Auf einem großen Felle sitzend, nahm er ihre Huldigung entgegen; als Gabe brachten die meisten eine Lanze. Der Geber rutschte auf den Knien bis vor den König hin, legte seine Lanze nieder und kehrte auf dieselbe Weise wieder zurück. Dem König darf er nicht ins Gesicht schauen; eine Sitte, die mir viel anständiger scheint als das soldatische Ins-Gesicht-schauen, das man von dem Untergebenen bei uns zu Hause verlangt.

Der Geber muß sich mit seiner Gabe auf ganz kritische und abfällige Bemerkungen gefaßt machen. Hier ist man nicht delikats. Jemand einer aus der Umgebung des Königs ist imstande, in Gegenwart des Gebers zu sagen, daß seine Lanze leicht oder klein und abgebraucht sei.

Wer etwas gibt, hat natürlich seinen Zweck dabei. Wenn einmal ein Streit zum Austrag kommt, an dem so ein Geber beteiligt ist, so fällt seine Gabe sehr ins Gewicht zu seinen Gunsten.

Nach der Begrüßung ließ der König einen Ochsen los; es ist köstlich, mit anzusehen, wie schnell so ein Tier geschlachtet und verteilt ist; es bleibt gar nichts übrig.

Die Furcht vor neuen Gästen bringt diese Gewandtheit im Schneiden zuwege. Dabei gibt es keine Messer, alles geschieht mit den Lanzen.

Hinterher wurde dann aus dem Ochsen ein Ochsenlein und wurde weidlich geschimpft und kritisiert über die „enge“ Hand des Königs, die so ein elendes Tier an einem solchen Tage, vor dem alles hungerte, regaliert.

Am selben Tage wurden auf einmal Zweifel laut, ob die Wahl stattfinden könne. Es war ein Mann in Kurua gestorben und Nyfang, der dort aufbewahrt und von dort zur Krönung geholt wird, konnte deshalb seinen Tempel nach alter Sitte nicht verlassen.

Man glaubte nun, daß die Feinde Fadets es diesmal gewonnen hätten und die ganze Wahl vereitelt sei. Außerdem kam die Nachricht von dort, daß das Angesicht Nyfangs immer noch nach dem alten König Kur und noch nicht nach Faschoda sehe.

Intrigen waren im Spiel. Der König vermochte aber durch geschickt verschenkte Ochsen alle Schwierigkeiten verschwinden zu machen und die Dinge gingen ihren Lauf weiter.

Nach den Feinden kamen die Freunde, um dem „Menschen von Gott“ Sorge zu bereiten. Es erschienen die verschiedenen Kasten, die bei der Krönung zu tun haben, und verlangten ihre Ausstattung, ohne welche sie einfach weggelaufen wären.

Der König mußte also ans Geben denken. Die Guakäl ließen sich anmelden. Sie verlangten für das nya gwer, d. h. das junge Mädchen, das sie brachten, ein Leopardenfell; Vater und Mutter wollten ebenfalls je ein solches Fell. Die Verwandten forderten jeder ein Kleid, dann Lanzen, Harpunen, Weile, Feldinstrumente, Angeln, Fäden, Nadeln, kurz

alles, was zu einer Schillukeinrichtung gehört. — Außerdem spielen sie auf Fleisch an; der König schenkt ihnen einen Ochsen.

Ihnen folgen die Qua-dschall; sie haben diesmal viel verloren; die Jagd auf Mädchen mußten sie aus Furcht vor Streitigkeiten mit den von ihnen heimgesuchten Dörfern unterlassen. Jeder bekommt ein Kleid. Die Alten erhalten Lanzen. Ein Ochse ist auch ihr Anteil.

Die vom „Himmel“ gefallenen Qua-mal sind ganz wie die anderen Erdenmenschen um das Essen besorgt. Auch sie werden befriedigt.

Die Droro haben sich nicht zu beklagen. Sie sind ja die Schlächter der königlichen Ochsen und legen sich ihren guten Teil weg. Als Berater des Königs ziehen sie aus ihm heraus, was sie wollen.

Diese und noch viele andere kleine Forderungen treten an den König heran. Sein Posten kostet ihm viel. Uebrigens darf man sich nicht denken, daß er gleich alle Leute großmütig befriedige. Die verschiedenen Stämme schicken ihre besten Redner, die auf alles Rede und Antwort zu geben wissen und ungemein zäh sind in dem, was sie sich in den Kopf gesetzt haben. Durch die Gewalt der Beredsamkeit und der Logik wird alles aus ihm herausgepreßt.

Ich besuchte Jadiet an diesem Tage und schenkte ihm einige Kleidungsstücke. Er war sehr zufrieden damit und klagte mir über die Unerfülltheit seiner Schilluk und wie sehr sein „Zimeres gefallen sei“, d. h. wie sehr er müde sei. Sehr geschicklich haben sich die Könige aber auch zu helfen gewußt: Solange ein König in Debalö weilt, ist eine allgemeine Amnestie auf das ganze Land ausgedehnt für alle Sünden und Verbrechen des Vorjahres. Ausgenommen sind große Schädigungen des Nächsten oder Diebstahl von Groß- und Kleinvieh.

Das ist ein Schauspiel: Es kommt so ein Verbrecher auf den Knien angerutscht. Der König fragt ihn, was er auf sich habe. Der Selbstankläger eröffnet mit zitternder Stimme, was er getan und daß er als Sühne für sein Verbrechen eine Lanze gebracht habe. Die Lanze wird in Augenschein genommen; vielleicht erscheint sie dem König zu klein und er verlangt noch ein Schaf darauf. Der zerknirscht da kniende verspricht eifrig solches heute noch zu bringen, worauf der König ihn nach einer derben Predigt über sein Betragen wegschickt.

Ich saß eben neben dem König, als ein junger Bursche sich eines Schadens anklagte,

den er dem Nächsten zugefügt. Als Sühne brachte er einen Armring aus Blei. Der König lachte über das kleine Ding, das in Wahrheit ein Hohn war im Verhältnis zu dem, was er getan, und verzieh dem Burschen, weil er ein Sohn einer angesehenen Familie in Debalö war.

Nachdem der König verziehen, schickte er einen Mann an die vom Delinquenten Geschädigten mit der Nachricht, daß die Schuld gedeckt sei.

Der Sühnengaben fließen an diesen Tagen sehr viele. Sie sind dem König höchst willkommen, um seine Gläubiger befriedigen zu können, ohne zu tief in seine eigene Tasche greifen zu müssen.

Des Morgens am dritten Tage, in aller Frühe, als Debalö noch schlummerte, ertönte eine Stimme, die ich zuerst als die eines Nachwächters vermeinte; man sagte mir aber, es sei die Stimme eines Hungernden, der den König daran erinnere, daß heute auch ein Tag komme, der sein Essen verlange.

Am Mittag des dritten Tages fand eine Huldigung an den König vonseiten der Frauen und Mädchen statt, an der Se. Majestät sich sichtlich labte.

Es war inzwischen geplant worden, noch heute nach Fajschoda überzufriedeln, als die Nachricht kam, daß der schwarze Ochse, den der König auf dem Wege nach Fajschoda zu passieren hat, noch nicht angekommen sei. Man mußte dieses Ochsen halber einen Tag länger warten. Das Tier mußte von schwarzer Farbe sein und einen Tag nichts gefressen und auch nichts getrunken haben.

Es war schon Nacht, als Nykang, der in unserer Nähe, in Lul, untergebracht ist, auf seinem Wege nach Fajschoda hier passierte. Unter dem Schlage einer Trommel nahte er, gefolgt von einer Schar Mädchen und Frauen, welche tanzten und sangen.

Ich sah eine lange Stange, mit weißem Tuche umwickelt, von einem Manne auf der Schulter getragen; es war die Lanze Nykangs. Sie wurde nach Fajschoda in den Tempel Nykangs gebracht, um dort zusammen mit den anderen Reliquien Nykangs bei der Krönung gegenwärtig zu sein.

II. Der König verläßt Debalö; sein Zusammen treffen mit Nykang, d. h. mit dem Ding, das den Nykang darstellt.

Endlich am vierten Tage konnte Jadiet aufbrechen. Es folgten ihm die Dorfalten und

Prinzen des Landes und eine große Anzahl von Kriegerern im Waffenschmuck. Vor ihm wurde der schwarze Ochse geführt und ein weißes Schaf. In einem Kanal, Doel genannt, wurde Halt gemacht. Der König und sein Gefolge setzten sich; die Krieger blieben aufrecht stehen. Der Ochse und das Schaf prangten in der Front.

Auf der anderen Seite des Kanals in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde, in der Gegend, von wo Nykang kommen mußte, sammelte sich die kriegsfähige Jugend von allen Seiten an. Gegen zwei Stunden warteten beide Teile in der Morgensonne.

Da — gegen 4 Uhr — sah man Staubwolken aufwirbeln.

„Nykang,“ hieß es von allen Seiten, „ist auf dem Wege: Gott hat ihn gebracht.“

Das ganze Heer der Herumlagernden machte sich in Bewegung, ihm entgegen.

Das war Nykang nach Ansicht der Schilluk, der so heftig wehte und pfliff. Er hat sich, nachdem er verschwunden, in Wind verwandelt und durchstrich in diesem Zustand das Schillukland.

Nykang war nun sichtbar. Der Haufe der ihm Folgenden war ins Unglaubliche angewachsen — es war ein schwarzes Meer von Menschen, das daherkam unter Gesang und Tanz und Trommelschlag.

Mädchen, Frauen, Kinder huben mit ihren hellen Stimmen die Gesänge an; die rauhen Männerstimmen fielen prachtvoll ein.

Hier das Lied, das alles Volk sang und wieder sang:

Quaye Nyakwey Agograng	(Quaye Nyakwey Agograng)
pa pega pŋing	(steht nicht still)
nay — uo — uo	(unser König)
Okio Nykango!	(Okio Nykang!)
kuaye ya tonge balo	(Altvater, ich ziehe aus)
dur abang	(Gnädiger)
ya kuara yin	(ich bitte dich)
yäke Quaye!	(o der Altvater!)
ral faluko	(Mann aus Faluko [seine Heimat])
bayu dan angot	(Vater aller Menschen)
alino — Nykango	(er ist entschwinden — Nykang)
Agograng pa pega pŋing	(aber Agograng ruht nicht)
Quaye Nykang Agograng	(Quaye Nykang Agograng)
adale rang	(er, der die Sonne besiegt)
atuole sehing	(er wird erscheinen an seinem Tage. *)

Der Zug näherte sich verschiedene Male, ging wieder zurück und machte Umzüge, um wieder stille zu stehen.

*) Die lateinisch gedruckten Wörter sind alle Beinamen Nykangs.

Das Volk legte das Hin- und Hergehen so aus, als ob Nykang böse sei und den neuen König nicht anerkennen wolle. In Wirklichkeit sprangen Boten hin und her, um mit dem Könige zu verhandeln wegen eines weiteren Ochsen oder einer Lanze, die nötig sein sollen, damit alle Zeremonien in Erfüllung gehen.

Der König ließ sich nicht einschüchtern; er schickte zuerst einen Ochsen, dann ein Kalb und zuletzt noch eine Lanze.

Da näherte sich denn nun der Nykang, von dem wir seit unserem Hiersein Wunder haben erzählen hören, der große König, der wie Elias verschwunden ist und der, in Wind übergegangen, das Schillukland durchsaust.

Vergeschlossen wie die Freimaurer, eröffnen die Neger sehr schwer ihr Inneres, um ihre religiösen Ansichten und alten Traditionen zu bekennen.

Ich konnte nun mit eigenen Augen schauen.

Was ist nun dieser Nykang? Ein armdicker Ambaschstamm — ein leichtes, korkähnliches Holz — von etwa 2 Meter Länge, mit einem Büschel von schwarzen Straußfedern am oberen Ende.

Dieser Ambasch wird vor jeder Königswahl neu geschnitten und zugerichtet und hat die Größe des zu wählenden Königs.

Nykang wird von einem Manne auf der Achsel getragen.

Dag, dargestellt durch eine lange Stange mit einem langen Büschel von Straußfedern, ragt weit über seinen Vater Nykang.

Ein ganz armseliges Aussehen haben neben diesen zwei straußgekrönten Häuptern Dags Brüder: Anongo und Dschal.

Dschal ist eine verrostete Lanze mit einem langen Schaft, ohne jede weitere Zierde.

Anongo ist eine gebogene, mit Gras und Schnur überzogene Lanze mit einem kleinen Straußbüschel.

Das sind die vier Hauptpersonen, die das ganze Volk in Bewegung setzen und in deren Angesicht der König gewählt wird.

Ihnen folgen noch andere Insignien, als: eine Gabel mit einem schmalen Felle: der Schild Nykangs, mit Tuch überzogen, sowie andere Schillukutenfellen in ihrer ursprünglichen Form.

Nykang näherte sich dem König auf eine Entfernung von etwa 100 Metern. Dann wurde der Negengefang angestimmt; währenddessen kam ein Mann von der Seite des

Königs und machte mit seiner Lanze die Pantomime eines Säendens. Er stieß dabei auch einen Mann, der im Grase saß mit einer Henne in der Hand. Er fragte ihn, warum er gekommen sei, ihn am Säen zu hindern, worauf der Mann seiner Henne den Hals abschnitt und sie in die Luft warf. Dies war das Zeichen für den König zur Ueberschreitung des Kanals.

Das Schaf, das in der Front gebunden war, wurde auf die Erde gestoßen, es wurde ihm der Mund zugebunden und der König passierte darüber.

Dann brachten die Qua-mal den schwarzen Ochsen: er wurde mit einer Lanze in die Seite gestoßen und fiel zur Erde und der König passierte auch diesen.

Der König und das Volk hinter ihm sprangen hierauf gegen den Nyfang, die Qua-mal vor sich herjagend. Die den Nyfang bedienenden Ja Ny Guom empfangen aber die anrennenden Qua-mal mit ihren Peitschen und trieben sie nach allen Seiten hin. Wer bei diesem Rennen von einer Peitsche erreicht wurde, mußte seine Lanze oder seinen elfenbeinernen Armring herausgeben, sonst würde er sterben unter dem Peitschenhieb.

Indessen hat der König den Nyfang an sich gerissen und trägt ihn.

Es folgt ein zweiter und dritter Ansturm gegen Nyfang, die von den Peitschen der Ja Ny Guom wieder abgewiesen wurden. Ich stand mitten in so einem Rennen drin und sah manchen Peitschenhieb auf die Fliehenden niedersausen. Ich hatte es meiner Hautfarbe und Kleidung zu verdanken, daß ich nicht auch einen Streich bekam.

Nachdem der dritte Angriff abgeschlagen, wird der König von zwei Männern an den Armen gefaßt und hinter dem Nyfang hergeführt, worauf sich das Volk in Bewegung setzt und zusammen mit dem König in Faschoda einzieht.

III. Eigentliche Krönungsfeier.

Vor den zwei Tempelchen des Nyfang, die zur Feier sehr hübsch ausgestattet waren, wurde Halt gemacht. Alle nicht am Akte der Krönung Beteiligten setzten sich in weiten Kreisen umher.

Nyfang, Dag, Anongo und Dschal stehen in den Händen ihrer Träger im Angesicht der Tempel; zu ihnen gesellen sich die übrigen Reliquien.

Der König ist in ein Fell gelegt worden und wird darin umhergetragen und vor dem Nyfang heruntergehoben, der beim Herannahen des Königs auf einer alten Trommel, die mit einem Leopardenfell bekleidet ist, aufgestellt wird. Der König kniet nieder und erfäßt die Füße der Trommel; in dieser Stellung verharret er eine gute Viertelstunde; eine feierliche Zeit für König und Volk. Die Droro knien neben dem König. Die Diener und Dienerinnen Nyfangs tanzen mit Händeklatschen in langsamem Rhythmus, den Geist Nyfangs auf den König herunterfliegend.

Die schwarzen Federn Nyfangs flattern im Nordwind; das Volk glaubt, es sei der Geist Nyfangs, der da rausche.

Der König, vor dem Wind- und Regenschauer liegend, gelobt, sein Erbe getreu nach der alten Sitte anzutreten, nichts Neues von den umliegenden Stämmen anzunehmen, nichts Altes preiszugeben.

Hierauf wird Nyfang von seinem Throne herabgenommen und der König wird daraufgesetzt. Die Droro setzen sich zu seinen Füßen und halten sie.

Auch diese Sitzung dauert eine gute Viertelstunde, während welcher unter langsamem Tommelschlag Gesang und Tanz fort-dauern.

Inzwischen wird ein junger Ochse ganz in ein weißes Tuch gehüllt. Augen, Kopf, Füße, alles ist verdeckt; auf dem Rücken prangt noch extra ein schönes Leopardenfell. Nur der Schwanz ist frei, an dem das Tier gezogen und zurechtgestellt wird.

Die Droro lassen nun die Füße des Königs frei, der sich erhebt und auf das verummte Tier zuschreitet. Eine Lanze wird ihm in die Hand gegeben und er berührt damit die linke Seite des Ochsen. Dann nimmt er einen alten Säbel und macht drei Zeichen über denselben.

Nach dieser Zeremonie stößt dem Ochsen ein Qua-dschall eine Lanze in die Seite, worauf das Tier blutend nachgetragen wird.

Der König hat nun den Geist Nyfangs in sich aufgenommen — er ist gewählt.

Dem Volke darf er sich jedoch noch nicht zeigen; er muß nochmals eine Art Exerzition durchmachen in den Abdul. Sie dauern zwei Tage. Die Abdul sind zwei kleine, etwa zwei Meter hohe Grassütten mit einem kleinen Hof in der Mitte. Niemand, außer den Droro und dem Nya Guer, das seit dem Einzug

immer an seiner Seite geht und steht, darf dem König sich zeigen. Auch seine Frauen müssen fernbleiben. Es bedient ihn in allem das Nyu Guer.

Was tut der König wohl in diesen heißen Hütten während zweier Tage. Er hat darin die Aufgabe zu bedenken, die ihm als König zugefallen ist. Der Umstand, daß diese Abdul gerade im Angesicht des Tempels des Nykangs, in dem augenblicklich alle seine Reliquien ruhen, gebaut sind, gibt der Zurückgezogenheit ein besonders feierliches Gepränge. Der Geist, der im Ganzen liegt, ist ohne Zweifel sehr ernst und die alten Könige haben jedenfalls ihre Sache auch ernst genommen. Der Geist ist aber jetzt zum großen Teil unter der Zeremonie untergegangen, so daß für den König wenig moralischer Nutzen in seiner Zurückgezogenheit liegt.

Die Tänze, die abends stattfinden, solange die Abdul bewohnt sind, haben auch ihren schönen Sinn. Sie finden zwischen Abdul und Tempel im Angesicht Nykangs und des Königs statt.

Der König hört all die alten Gesänge der Vorväter, die streng an der Landesitte festgehalten haben, sich wiederholen und er soll sich dadurch zu neuer Verachtung alles Fremden erheben. Das Geheimnis der Zähigkeit der Schilluk und ihrer Könige an den einheimischen Sitten liegt in der Verehrung Nykangs und in seinem Vermächtnis an die Schilluk, nie die alten Gebräuche aufzugeben.

Nach zweitägigem Verweilen in den Abdul wird der König des Nachts von den Droro gestohlen und auf den sogenannten Muruisch, einen künstlich aufgeworfenen Hügel mit vier schönen Hütten, gebracht, wo er weitere zwei Tage in Zurückgezogenheit zu verbringen hat.

In diesen Tagen gehen die Ja Ny Guom, die Diener Nykangs, auf die Suche nach einem alten, weißhaarigen Manne, der, an Händen und Füßen gebunden, auf der Erde liegend, vom König überschritten werden muß, wenn er von jenem Hügel steigt.

Niemand will natürlich die Ehre genießen, wie ein Tier gebunden zu werden — und dazu noch einen Tag lang zu fasten, wie das auch nötig ist für diesen Mann. Die alten Leute werden daher in diesen Tagen alle versteckt gehalten und auch auf das rechte Nilufer geschickt.

Es gelang den Ja Ny Guom aber doch, in der Nähe von Faschoda einen zu fangen.

Der arme Mann wurde gebunden und von ihnen in den Tempel Nykangs gesteckt, wo er zusammen mit den „heiligen“ Sachen dort fasten sollte.

Die Verwandten dieses Alten wandten sich jedoch an die Regierung um die Befreiung ihres Vaters und Großvaters und diese befahl dem König, ihn loszulassen aus dem Grunde, weil niemand mit Gewalt zu einer Handlung gebraucht werden dürfe.

Wenn der Alte selbst einwillige und der König ihm eine Belohnung und Schadlosigkeit an seiner Haut verspreche, möge man ihn benützen.

Diese Zufluchtnahme zur Regierung zum Schutze gegen eine Landesitte von großem Gewicht war ein mächtiger Stoß ins eigene Fleisch. Andere Gebräuche werden nun wohl auch langsam sich abbröckeln.

Gewiß ist im Interesse der Schilluk und der Regierung zu wünschen, daß die alten Landesitten, solange sie nicht gegen die Gebote Gottes und die Gesetze der Regierung verschlagen, weiterbestehen.

Die Sitten und Gebräuche hier haben auch ihre Gründe und sind ein Mittel, daß diese Schwarzen nicht einem rohen, allen Schmuckes entbehrenden Dasein anheimfallen.

Denselben Ja Ny Guom fällt es auch zu, in dieser Zeit die Durrahstöcke zu sammeln, die für eine kommende Scheinschlacht als Lanzen dienen sollen.

Dieses Manöver hat den Sinn, dem König den Nykang wieder zu entreißen, den er seinerzeit sich erobert hat. Dasselbe gewinnt gewöhnlich der König, weil er von Norden her angreift, von wo um diese Zeit der Wind stark weht, der die leichten Stöcke der Gegner von ihren Zielen ablenkt.

Einen Mann aus unserer Umgegend, in dessen Familie seit alten Zeiten das Recht sich vererbt, dem König die Durrahstöcke zuzustellen, die er bei jener Gelegenheit verwendet, traf ich auf der Südwestseite von Faschoda an einem Kanal liegend mit seinen Stöcken. Er wartete schon einen ganzen Morgen auf das Schaf, das er für seinen Dienst zu bekommen hat. Ohne dieses Schaf würde er seine Stöcke nicht herausgeben und es wäre ein Verstoß gegen das Landesrecht, wollte der König ohne dieselben in jenes Scheinmanöver gehen.

Der König hatte auf seinem Hügel einen harten Kampf zu bestehen: Auf der einen

Seite duldete die Regierung den üblichen Mann, der an Händen und Füßen zu binden war, nicht, auf der anderen Seite war dieser Mann ein ganz wesentlicher Bestandteil der Feier und ohne denselben konnte der Scheinkampf nicht stattfinden. War doch dieser Mann das Sinnbild der Untwürdigkeit aller Untertanen unter den König — und ohne ihn überschritten zu haben, hatte er dem Volke nicht gezeigt, daß er Herr über Leben und Tod sei.

Man riet dem König, den Mann durch einen Ochsen zu ersetzen; er aber erwiderte ganz richtig, daß auch der schönste Ochse einen Menschen nicht ersetzen könne.

Sehr schwer fügte er sich in das Verbot der Regierung; keiner aller seiner Weisen wußte ihn aus seiner schwierigen Lage zu retten.

Zwei Tage hatte der König auf seinem Hügel zugebracht. Am dritten Tag erschien er am Morgen am Fuße des Aturuidsch; vor ihm standen ein paar Lanzenträger mit Lanzen alter Könige; der Schild Nyfangs, der mit vielen Glöckchen versehen ist, klingelte fortwährend. Neben ihm war ein Ochse angebunden, die unvermeidliche Gabe vor jeder wichtigen Handlung.

Der König hatte schon eine gute Stunde an dieser Stelle zugebracht, als Nyfang mit seinen Söhnen aus den Tempeln gehoben wurde.

Viel Volk versammelte sich wieder um ihn und unter Gesang und Tanz begannen abermals Umzüge und Aufzüge. Der Nyfang wurde überallhin gebracht, nur nicht zum König, für den er doch bestimmt war.

Zu allem Hohn erschien noch das Haupt der Nyfang-Diener, warf sich vor dem König nieder und bat um Entschuldigung für das lange Zögern Nyfangs, der nun gleich kommen werde.

Der König faßte den Menschen am Arm und riß ihn auf die Erde nieder. — Als das Volk diese Szene gesehen, ging es auseinander und der Nyfang wurde wieder in seinen Tempel gebracht, ohne dem König gegenübergestellt worden zu sein.

Fadiet zog sich wieder auf den Hügel zurück; der Ochse wurde hinter dem Hügel geschlachtet. Damit war die Feier des heutigen Tages zu Ende. Die Residenz leerte sich bald; man fürchtete, es möchte sich Schlimmes ereignen.

Die Feinde des Königs hatten gesiegt, ihm nicht geringen Verdruß bereitend. Der Scheinkampf fiel weg, weil der Mann fehlte, der zu überschreiten war.

Am folgenden Tage wurde noch, um nicht der Feier ein gar zu trauriges Ende zu geben, eine Versammlung aller Großen des Landes abgehalten. Der König erschien mitten unter ihnen.

Ein jeder derselben hatte da einige Worte zu sagen über die Pflichten und Rechte des Königs, über seine rechtmäßige Wahl, über das Glück des Landes, das nun einen König habe, und anderes.

Hatte ein Mann gut gesprochen, so folgten seiner Rede einige Schläge auf eine große Trommel. So oft eine Rede beendet war, warf der Redner seine Lanze in die Erde, zum Zeichen, daß er dem neuen König ergeben sei.

Ich schätze einige dieser Redner sehr hoch, besonders, weil sie ihre Sache in wenige Worte zusammenzufassen verstanden.

Nach dieser Anerkennung der Wahl von seiten der Großen des Landes war die ganze Krönungsfeier beendet und alles ging auf den Befehl des Königs auseinander.

Das ist wohl die letzte Krönungsfeier, die im vielbesungenen Lande Nyfangs stattgefunden hat. Diese Feier hatte schon sehr viel eingebüßt von ihrer alten Schönheit. Der König wird in Zukunft von der Regierung gewählt unter Mitwirkung der Großen. Die Krönungsfeier hat ihren Wert verloren, weil ja der König nach seiner Bestätigung durch die Regierung alle Befugnisse und Rechte eines Königs vor allem Volke schon besitzt.

Die Schilluk waren bisher unerschütterlich in der Beobachtung ihrer Landesitten, weil sie viel bekämpft wurden und viel zu leiden hatten. In der nun angebrochenen Zeit der Ruhe und des Friedens dürfte diese Zähigkeit bedeutend nachlassen.

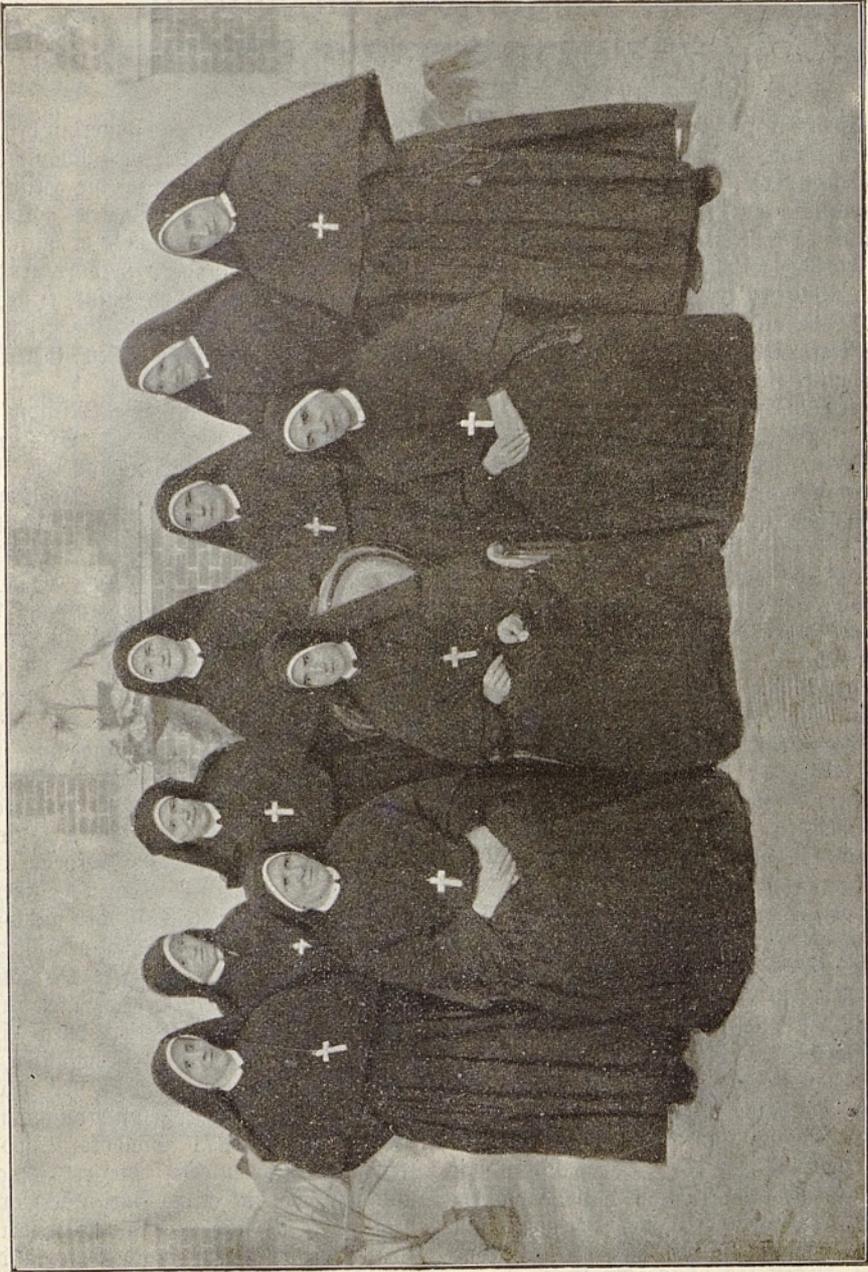
Es ist zu befürchten, daß die guten Sitten und Gebräuche, und deren gibt es viele, die wirklich eine Zierde und einen Schutz für diese Regier bilden, allmählich unter dem Einfluß von importierten Freiheitsideen weichen.

Wenn die Schilluk ihre Alten nicht mehr achten und hören, dann sind sie ein wüstes, rohes und freches Volk.

Bisher haben Anstand und Sitte ihre Nacktheit und Niedrigkeit vielfach verdeckt und umrahmt.

Gebe Gott, daß dieses Volk berufen sei, ihn zu kennen und anzurufen. Es könnte mit seinen so vielen guten Eigenschaften ihm prächtig dienen und eine Zierde der Kirche werden.

Beten wir, daß Gott dies gebe!



Generaloberin und Schwestern der „Frommen Mütter des Negerlandes“.

Die Engländer im Sudan.

Betrachtet vom Standpunkt des Missionärs.

(Fortsetzung.)

Es ist zwar für den modernen Missionär ein Trost — und wenn auch nur ein Galgentrost — die Wahrnehmung zu machen, daß schon ein hl. Franz Xaver sich darüber zu beklagen hatte, daß gerade die „Zivilisierten“ manchmal das größte Hindernis sind, die „Wilden“ zu Menschen und Christen heranzubilden; aber unser Unwille macht sich um so heftiger Luft, wenn wir beim Studium der Geschichte Khartoums immer wieder auf die traurige Wahrheit stoßen, daß jene „gebildeten Christen“, welche durch Handel und Wandel den Erfolg der harten Missionsarbeit in Frage stellten oder ganz vereitelten, gerade einer Nation angehörten, die sich mit einem gewissen Rechte den Titel beilegen durfte, an der „Spitze der Zivilisation zu marschieren“. Es tut einem daher wohl, mit dem Engländer andere Ansichten und Einrichtungen in den Sudan einzusehen zu sehen.

Von englischen Privatpersonen war schon frühe auf eine Besserung der Sklavenverhältnisse hingearbeitet worden, aber erst Sir Samuel Baker — ein großer Jäger vor dem Herrn — wußte diese Bestrebungen in klare Bahnen zu leiten und in Rücksicht auf Zeitverhältnisse und Mittel einem befriedigenden Ziele näher zu bringen.

Er war geboren 1821 in Worcestershire und genoß eine sehr gute Erziehung. Mit 24 Jahren treffen wir ihn bereits in Ceylon, wo er sich durch Gewandtheit, Furchtlosigkeit und Glück den Namen des größten Elefantenjägers verdiente. Nach England zurückgekehrt, konnte er das ruhige, geschäftsmäßige Leben nicht mehr aushalten. „Ich komme mir vor,“ schrieb er damals, „wie eine kranke Pflanze in einem dunklen Zimmer.“ Seine Natur war nicht für das Gewaltige, Titanenhafte geschaffen, aber das Geheimnisvolle und Abenteuerliche hatte einen unbezwinglichen Reiz für ihn. Was Wunder denn, wenn er 1861 Alt-England verläßt und in Kairo eine Expedition zur Erforschung der Nilquellen vorbereitet. Ein Jahr später betrat er den Boden Khartoums, besuchte

Gondokoro und erreichte späterhin den Mwtan Njige, welchen er in Albert-Nyanza umtaufte. Bald darauf kehrte er in die Heimat zurück. Das Problem der Nilquellen hatte er zwar nicht vollständig gelöst, aber er hatte die Möglichkeit dieser Lösung in hervorragender Weise gefördert. Zum Lohne dafür erhielt er den Titel eines Baronets und die große goldene Medaille der Geographischen Gesellschaft in London.

Aber damit war seine Mission nicht zu Ende. Die Schrecken des Sklavenhandels, dessen Augenzeuge er am oberen Nil war, hatten ihm den Gedanken eingeflößt, diesen Handel mit den weitestgehenden Maßregeln zu ersticken, Maßregeln, deren ureigenste Seele er selbst sein wollte. Zu diesem Zwecke legte er 1868 dem Rhedive den Entwurf vor, das ganze Gebiet am oberen Nil zu unterwerfen, den Negerhandel dort abzuschaffen und gesetzliche Ordnung für den Austausch der Landesprodukte einzuführen. Der Rhedive nahm diesen Plan an, erhob Baker zum Pascha und stellte ihn an die Spitze einer kleinen Truppe. Schon am 7. Juni 1870 erschien er das zweite Mal vor Khartoum, wo er indes eine sehr kühle Aufnahme fand. Der Gouverneur und reiche Handelsleute setzten ihm einen heftigen Widerstand entgegen, da sie selbst den nichtswürdigen Sklavenhandel betrieben. Im Einverständnis mit der List und Tücke böser Menschen schien die Natur selbst Front gegen Baker zu machen. Der weiße Nil war gesperrt durch eine lange und tiefe Wehre von Wasserpflanzen, sumpfig und fiebererzeugend, so daß der größte Teil seiner Leute starb. Er selbst erreichte mit Mühe am 15. April 1871 Gondokoro, wo er eine kleine Festung anlegte, die er Ismaila hieß und von wo aus er die Bari unterwarf. Nachdem er eine Empörung unter seinen eigenen Leuten erstickt hatte, brach er gegen das Ende des Jahres 1871 mit einer verhältnismäßig kleinen Karawane nach Süden auf. Den Nil immer zur Rechten, drang er unaufhaltsam durch Janigara und Wadi vor, bis er zu

Fatifo (3^o 16') ein verschanztes Lager bezog, mit gutem Erfolg gegen die Sklavenhändler operierte. Bald brach er jedoch wiederum auf und zog durch Umiro, Chopi und Unjoro, wo er zu Marindi (2^o) sich verschanzte. Dieser Teil seines Unternehmens erinnert lebhaft an Expeditionen von Pizzaro und Fernando Cortez. Baker hatte wirklich den Erfolg, für eine gewisse Zeit den Sklavenhandel in Schach gehalten zu haben. Im Jahre 1873 kehrte er nach England zurück, wo er in seinem Buch „Ismaïla“ die Hauptzüge dieses Unternehmens zeichnete, und glaubte er, von sich sagen zu dürfen: „Mein persönliches Eingreifen hat den Sklavenhandel auf dem Weißen Nil unmöglich gemacht, solange die Regierung entschlossen ist, daß er unmöglich bleiben soll.“ Aber die Regierung wollte eben nicht. Dies war zwar leicht vorauszusehen und Georg Schweinfurth hatte in der Tat seine Zweifel früh genug ausgesprochen.

Indes erkennt er die Schwierigkeiten und guten Erfolge Bakers lobend an. „Die Mißstimmung und geheime Mut der höheren Beamten gegen Sir Bakers Eingreifen kommt ungehalten zum Ausbruch unter den weniger schweigsamen, niederen Angestellten.“ An einer anderen Stelle sagt er: „Ich wußte, daß Sir Samuel Baker sich am oberen Nil befand, und zweifelte keinen Augenblick daran, daß seine Gegenwart in jenen Gebieten die Regierung in die Notwendigkeit versetzte, die energigsten Maßnahmen zu treffen gegen irgendwelche Einfuhr von Sklaven.“ Und wirklich: „Sir Samuel Bakers Expedition hat die Quelle verstopft.“ Unter anderen hatte er auch die Dinka vor weiteren Verheerungen geschützt. Diese Stämme, „in ausgedehnten Dörfern angesiedelt, lieferten zu jener Zeit einen unerschöpflichen Vorrat an Sklaven für die Raubzüge der Garnison von Faschoda (Kodok).“ Baker



Ein Negerpaar.

hatte 1870 den Erfolg, diesem Unwesen ein Ende zu machen, ein Ereignis, dessen Kunde bis zu den entlegensten Stämmen drang.“

Derselbe Zeugnisse, niedergelegt von der Autorität eines Schweinfurth, die aus den Werken dieses Forschers und anderer Reisenden leicht vermehrt werden könnten, bieten eine gediegene Bürgschaft dafür, daß Baker mit aller Einsicht, Kraft und Ausdauer zu Werke ging, wie es eben nur ein Mann seines Volkes tun konnte. Und er hatte in der That die Unterdrückung des Sklavenhandels als Pflicht des englischen Patrioten angesehen. Kurz bevor er seinen Zug gegen diesen Handel unternahm, hatte er die Ehre, den Prinzen von Wales auf einer Tour in Aegypten zu begleiten. In seinem Buch „Ismaila“ macht er dazu die kleine, aber viel sagende Bemerkung: „Es ist wohl unnötig, hinzuzufügen, daß der Prinz von Wales, welcher doch die englischen Prinzipien in sich verkörpert, das wärmste Interesse an der Unterdrückung des Sklavenhandels nahm.“

Wir scheiden von Sir Samuel White Baker mit den Schlußworten eines seiner Biographen, den ich, nebenbei gesagt, seiner vielfachen Oberflächlichkeit wegen nicht sehr empfehlen möchte. „Er war kein Held,“ sagte er, „aber wenn wir diese Definition eines großen Mannes annehmen, als eines, der sich als Herr seiner Umstände aufweist, so war Sir Samuel Baker ganz ausgesprochenemassen ein großer Mann. Und wenn wir bedenken, daß sein Ideal nicht im mindesten aus selbstüchtigen Zwecken herausgewachsen war, sondern dem hehren Wunsch entstammte, die Wissenschaft zu fördern und seinem Vaterland zu dienen durch die Entschleierung der Geheimnisse jenes wundervollen Flusses, der das Kind Moses wiegte und das Land der Pharaonen schuf, so fühlen wir wohl, daß sein Leben voll von Eigenschaften war, ohne die ein Heroz unmöglich ist. Und wenn wir uns weiterhin bewußt bleiben, daß Baker ein abenteuerliches Leben führte in wilden Ländern und fern vom Hauche der Zivilisation mit ihrem zähmenden Einfluß, niemals seine Ehre befleckte oder gegen christliche Grundsätze verstieß, dann können wir unmöglich rechten über seinen Anspruch auf einen Platz unter den „hervorragenden Leben“, die Großbritannien

zum Gegenstand des Neides und der Bewunderung einer ganzen Welt gemacht haben.“

Jene „englischen Prinzipien“, von welchen Baker gesprochen und die sein Leitstern im Kampfe gegen die Sklaverei waren, erwiesen sich bald darauf von neuem als die innerste Seele der Werke eines Mannes, dessen Andenken die ganze Welt mit Achtung und Bewunderung hegt, dessen Name auf den Lippen eines jeden Engländer die großen Bilder britischen Heldentums weckt, dessen Taten ihre goldenen Furchen durch die Fluten der Zeit ziehen, solange noch die Geschichte besingt, was immer Hohes und Hehres die menschliche Brust zu schwellen vermag. Dieser Mann ist Karl Georg Gordon.

Er wurde am 28. Januar 1833 zu Woolwich bei London geboren, wo sein Vater als General der Artillerie stationiert war. Gordon wählte sich den Beruf des Soldaten und erlangte 1854 die Promotion zum Leutnant. Im selben Jahre brach bekanntlich der Krimkrieg aus und der junge Leutnant wurde zur Front gesandt. Am 1. Januar 1855 landete er bei Balaklava, von wo er sich nach Sebastopol begab, das belagert war. Die vortrefflichen Dienste, die er während dieses Krieges leistete, zogen die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf ihn. Nach dem Friedensschluß erhielt er in verschiedenen Theilen des Landes (auch in Kleinasien) einen Posten, um die Grenzfragen zwischen Rußland und der Türkei zu regeln. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Heimat wurde er zum chinesischen Krieg abgesandt. Zurückgekehrt, erhielt er den Rang eines kommandierenden königlichen Ingenieurs zu Gravesend, wo er die neu anzulegenden Festungen zu überwachen hatte.

Im Oktober 1871 fürden wir ihn zum zweiten Male in der Krim als einen der Bevollmächtigten der internationalen Kommission, die nach dem Krimkrieg zur Regelung der Schiffahrt auf der Donau eingesetzt worden war. Als er im folgenden Jahre eine Reise zur Inspektion der englischen Militärriedhöfe unternahm, traf er in Konstantinopel mit Nabar Pascha, dem ersten Minister Aegyptens, zusammen, der ihm das Anerbieten machte, in ägyptische Dienste zu treten. Es wurde jedoch damals nichts Bestimmtes ausgemacht. Aber im folgenden Jahre erhielt er eine förmliche Einladung von seiten des Khedive, welche er mit der Zustimmung der englischen Regierung an-

*) Die „Hervorragenden Leben“ ist eine Reihe von Biographien, herausgegeben von dem protestantischen Sonntagsschulenverein in London.

nahm, und begab sich zu Beginn des Jahres 1874 nach Kairo, wo er zum Gouverneur der Äquatorialprovinzen Ägyptens ernannt wurde. Als Engländer war Gordon natürlich darauf bedacht, sich die weitestgehenden Machtbefugnisse zur Unterdrückung des Sklavenhandels auszuwirken. So erhielt er denn unter dem 16. Februar 1874 seinen Beglaubigungsbrief,

in jenen entlegenen Ländern, daß der einfache Unterschied der Farbe Menschen nicht in Ware umwandelt und daß Leben und Freiheit heilige Sachen sind.“

Wie Gordon seine Aufgabe auffaßte, zeigt ein Brief von Khartoum unterm 4. Mai 1877.

„Ich habe keine leichte Aufgabe vor mir,“ schreibt er, „aber ich habe die Schwierigkeit



Ein schwarzer Zauberer.

der folgendermaßen endete: „Wenn die Sklavenhändler versuchen, ihren alten Kurs beizubehalten — offen oder geheim — so soll er (Gordon) mit der größten Strenge des Kriegesgesetzes Gewalt gegen dieselben anwenden. Solche Leute, wie diese, dürfen unter der neuen Regierung weder Nachsicht noch Gnade finden. Die Lektion muß klar gemacht werden sogar

gelöst. Zwar ist mein Schema noch nicht völlig reif und nicht angenommen. Sie haben keine Idee von der großen Schwierigkeit und den mannigfaltigsten Fragen, die damit, nämlich der Hausflaverei, zusammenhängen.

Ertens habe ich eine Truppe von 6000 Türken und Baschi-Bosuks aufzulösen. Es sind dies die Grenzwächter, aber sie müssen unbedingt

erfetzt werden, da sie sich bestechen lassen und der Sklaverei Vorschub leisten. Sie können gerade so gut dem Meere befehlen, die Sklavenskarawanen anzuhalten, als diesen Menschen Denken Sie nur, was es heißen will, 6000 Mann so plötzlich aufzulösen. Sie müssen dies vorsichtig und nachhaltend ins Werk setzen; Sie müssen sich gehörig darnach umschauen, um diese Gesellen durch ebensoviele Vertrauensleute ersetzen zu können. Lassen Sie mich fragen: Wer könnte dies tun, wenn er den allmächtigen Gott nicht an seiner Seite hätte? Ich habe den Allmächtigen mit mir und darum will ich es fertig bringen.

Ziehen Sie einmal die Folgen harter Maßregeln unter einer wesentlich muselmännischen Bevölkerung in Betracht — Maßregeln, rücksichtslos angewandt von einem Nazarener, welche überdies die Börse eines jeden in Mitleidenschaft ziehen. Wer, der den Allmächtigen nicht mit sich hätte, dürfte sich unterstehen, solches zu tun? Ich will es tun; denn ich halte auf mein Leben nichts und würde ja nur vollkommenen Frieden für so viel Ungemach eintauschen. Niemand hatte je eine schwerere Aufgabe vor sich, als ich sie habe, und zwar ohne irgendwelche Unterstützung. Und doch, ich finde sie federleicht. Wie einst Salomon, so will auch ich um Weisheit bitten, um dieses große Volk zu regieren, und nicht allein wird Gott sie mir verleihen, sondern auch alles andere außer ihr. Und warum? Weil ich nichts gebe „für alles andere außer ihr“. Ich bin der Sklaverei so ganz abgeneigt und eben noch mehr als die meisten anderen Leute. Ich zeige es, indem ich mich in einem Lande hinopfere, das jedenfalls kein Paradies ist. Ich habe nichts zu gewinnen, weder an Ehren noch an Gütern. Es liegt mir nichts daran, was die Leute von mir sagen — ich tue, was nach meinem Ermessen Gottes heiliger Wille ist und insofern Menschen in Betracht kommen; ich habe niemandens Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Der Rhedive hat niemals einen direkten Gewinn aus dem Sklavenhandel gezogen. Ich habe jetzt dieses Land in Händen und ich glaube, hier an Ort und Stelle und im Besitz einer unbeschränkten Gewalt in der Lage zu sein, mein Urtheil dahin abgeben zu können, daß er in Kairo vollkommen machtlos ist, dem Sklavenhandel Einhalt zu gebieten. Aber mit Gottes Hilfe kann ich es tun und ich hege die

Ueberzeugung, daß er mich bestimmt hat, es zu tun; denn es war ganz gegen meinen eigenen Willen, daß ich wiederum hieher kam. Was ich zu tun habe, ist, die Geschäfte so zu leiten, daß ich bei meinem Tode nicht die Ursache einer Revolution bin — nicht als ob ich etwas für das Leben gäbe. Ich habe mit seinen Gemächlichkeiten abgetan, als ich hieher ging. Mein Werk ist groß, aber es arbeitet mich nicht nieder. Ich verfare so schnurgerade, wie ich nur immer kann. Ich fühle meine eigene Schwäche, aber ich schau' zu dem empor, der da allmächtig ist, und überlasse ihm ohne ungeordnete Sorge den Erfolg.

Ich habe vor, dieses Jahr 5000 Meilen zu reiten, falls ich am Leben bleibe. Ich bin ganz allein und liebe es so. Ich bin das geworden, was die Leute einen großen Fatalisten nennen, d. h. ich vertraue, Gott wird mich durch jede Schwierigkeit führen. Die einzigartige Größe läßt einen fühlen, wie nichtig alles menschliche Ringen ist. Das trägt mich durch meine Drangsale und befähigt mich, auf den Tod zu blicken wie auf eine Erlösung, wenn immer es Gottes Wille ist...

Ich hoffe die Sklavenfrage gelöst zu haben, indem ich dem englischen Generalkonsul, Herrn Vivian, den folgenden Entwurf empfahl:

1. Es ist das Gesetz einzuschärfen, welches entlaufene Sklaven zwingt, zu ihrem Herrn zurückzukehren — ausgenommen im Falle grausamer Behandlung;

2. die Herren sind aufzufordern, ihre Sklaven vor dem 1. Januar 1878 zu registrieren;

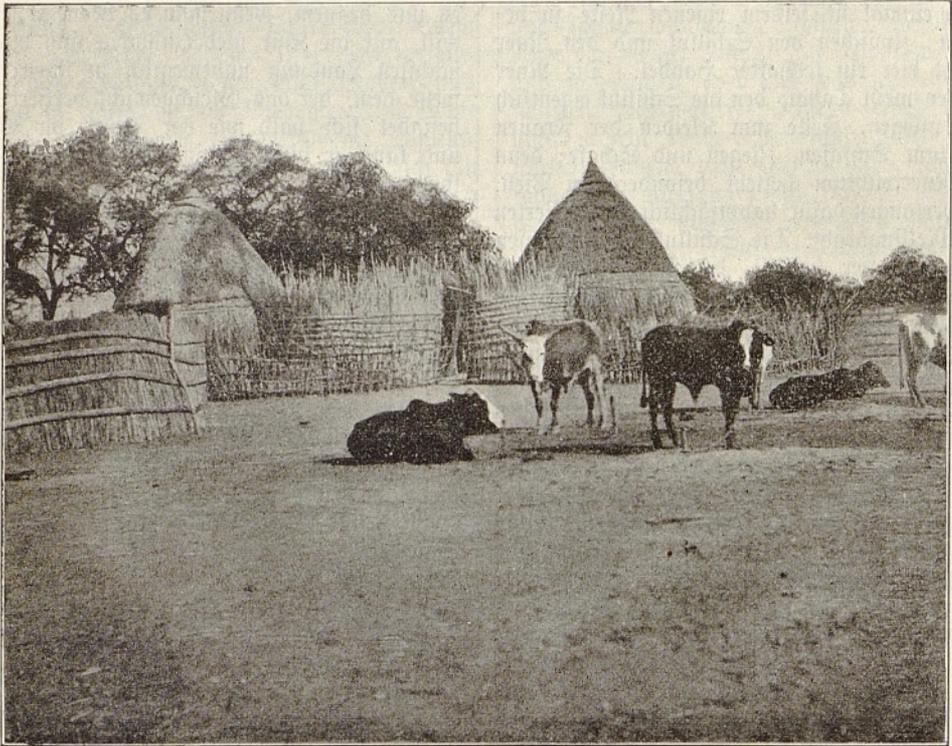
3. ein entlaufener Sklave, der nicht in dieser Weise eingetragen ist, kann nicht gezwungen werden, zu seinem Herrn zurückzukehren;

4. nach dem 1. Januar 1878 kann kein Sklave mehr registriert werden.

Damit verhindere ich, daß nach dem 1. Januar 1878 irgend ein neuer Sklave als Eigentum betrachtet werden kann, als welches sie mit Recht zu halten sind, bis entweder ihr Herr eine gewisse Entschädigung empfangen hat oder eine bestimmte Reihe von Jahren verflossen ist. Wir sind nämlich hier in der gleichen Lage, in welcher sich die westindischen Kolonien befanden, als der Antrag zur Abschaffung der Sklaverei in Debatte war. Ich plane auch einen Angriff auf die Europäer, die hierzulande Sklaven halten. Wenn sie erklären, sie seien Untertanen einer ausländischen Macht, dann habe ich vor, ihre Sklaven direkt

in Freiheit zu setzen; sagen sie aber, sie seien ägyptische Untertanen, dann bedenke ich sie mit einer ganz empfindlichen Steuer. Die Europäer kommen nämlich hieher, halten Sklaven, bebauen das Land und zahlen — nichts. Ich will das absolut nicht haben. Sie mögen vielleicht denken, ich könnte noch weiter gehen. Für den Augenblick kann ich jedoch nicht, da die Sklaven für jeden Zweck und Gebrauch Eigentum sind, bis ihre Herren entschädigt werden oder bis einige Jahre verflossen sind.

Ich habe eine ungeheurere Provinz zu verwalten; doch ist es eine große Gnade für mich, zu wissen, daß Gott ihre Verwaltung übernommen hat; es ist sein Werk und nicht meines. Wenn ich unterliege, ist es seine Zulassung; habe ich Erfolg, so ist es sein Werk. Gewiß, er hat mir Freude gegeben, die Ehren der Welt geringzuschätzen und meine Einigung mit ihm über alles zu achten. Möge ich nur in den Staub gedemütigt werden und unterliegen; ihm aber werde Preis und Ruhm!



Der Tempel Nykangs und der ihm geweihte Ochse.

Wir können keinen Ersatz bieten, aber wir können den Sklaven nach einer bestimmten Frist die Freiheit zuerkennen. Sklavenjagden müssen ganz gewiß ausgerottet werden und wenn die Leute sehen, daß sie mit dem 1. Januar des nächsten Jahres das Recht verlieren, Sklaven zu halten, so werden sie sich hüten, solche zu kaufen. Auf jeden Fall, Sklaven, die nach diesem Datum davonlaufen, bleiben frei und die Regierung zwingt sie nicht, zurückzukehren. Ich denke, das will helfen.

Die Größe meiner Stellung drückt mich nur nieder und ich kann nicht umhin, zu wünschen, der Augenblick wäre gekommen, wenn er mich auf die Seite legt und einen anderen Erdenwurm benützt, sein Werk zu tun.

Sie haben Ihre glückliche Abenddämmerung erreicht. Ich wollte, daß auch die Hitze meines Lebenstages vorüber wäre. Doch Gott wird mir helfen und nicht zugeben, daß ich noch einmal Anker werfe im Strudel der Welt.“

(Fortsetzung folgt.)

Mein erster Besuch bei den Nuer.

Bericht des hochw. P. Bernard Kobnen F. S. C.

Am heiligen Josefs-Fest in der frühen Morgenstunde ging ich mit zwei Schilluk und einem zirka zehnjährigen Nuerknaben, welcher der Schilluksprache ziemlich mächtig war, zum Nil hinunter, um den gefürchteten Nuer auf der anderen Seite einmal in seinem eigenen Neste zu besuchen. Zwischen den Schilluk und den Nuer besteht hier ein lebhafter Handel. Die Nuer bringen meist Tabak, den die Schilluk eigentlich nicht pflügen, Felle zum Kleiden der Frauen und zum Schlafen, Ziegen und Schafe; denn der Nuerreichtum besteht besonders in Vieh. Sie verlangen dafür hauptsächlich weiße Perlen und Messingdraht. Die Schilluk sind mit diesen Artikeln besser bestellt, da sie in steter Berührung mit den Arabern sind. Bedarf ein Schilluk ein Rindvieh, so hängt er seinen Messingdraht über die Schulter, nimmt seine Lanze zur Hand und wandert hinüber zu den Nuer; daß es oft zu blutigen Zusammenstößen kommt, besonders in früheren Zeiten, ist selbstverständlich. Bereits ein jeder weiß zu erzählen von diesem oder jenem, der von den Nuer niedergemacht wurde. Kürzlich kam ein Mann daher und sagte: „Meine zwei Söhne sind zum Fischen ausgegangen, dort weit, weit hinaus; zwei Monde sind schon gestorben (d. h. zwei Monate schon vergangen) und sie sind noch nicht zurückgekehrt. Schau' einmal ins Papier (die Schilluk sind nämlich der Meinung, daß wir alle geheimen und zukünftigen Dinge aus dem Buche wissen; so kommen sie, wenn ihnen eine Ziege oder eine Kuh gestohlen wurde, fragend, wer der Dieb ist), sieh' mal, ob sie noch zurückkehren werden oder ob sie von den Nuer bereits niedergemetzelt sind.“ Aus all dem sieht man deutlich, welche Meinung die Schilluk von den Nuer haben; dennoch sind viele Schilluk und Nuer unter sich verwandt, da viele Schillukmädchen mit Nuer verheiratet sind und das aus dem einzigen Grunde, weil die Nuer viele Kühe für die Braut zahlen.

Am Nil angekommen, holte unser Führer eine Schillukbarke (Feluka) herbei, d. h. einen engen, ausgehöhlten Baumstamm aus drei Stücken,

mit Stricken aus Gras zusammengebunden. In diesen Rähnen von gewöhnlicher Größe haben drei bis vier Mann Platz; einer oder zwei rudern; eine halbe Kürbischale befindet sich stets darin, um Wasser ausschöpfen zu können.

In diesem großartigen Boote machten wir es uns bequem, wenn man es bequem nennen will, auf die Knie niederzuhocken und bis zur nächsten Landung unbeweglich zu sitzen; und wehe dem, der das Gleichgewicht verliert; der befindet sich bald wie ein Frosch im Wasser und kann er nicht schwimmen, dann ist's um ihn geschehen.

Erst schien mir die Fahrt denn doch etwas gefährlich; ich ließ mich krumm auf die Knie nieder und war mäusehenstill; ich kniete wohl mit den Knien im Wasser, das beständig in den Rahn drang und das stets ausgeschöpft werden mußte; doch dachte ich bei mir: „Besser ist es dir, mit den Knien im Wasser zu hocken, als zwischen den Krokodilen und Nilpferden ein Bad zu nehmen. Man fährt immer hart am Ufer auf oder ab, um im Falle, daß ein Nilpferd, das sich gerade nicht in guter Laune befindet und seine säulendicken Taten auf das Schifflein setzt, als wollte es auch mit einsteigen, sich ans Ufer retten zu können. Wie viele Schilluk findet man, denen ein tückisches Nilpferd den Arm oder die Hand ausgerissen hat! So ruderten wir in Gottes Namen den Nil hinunter, bis wir plötzlich in einen ganz engen Kanal einbogen, der kaum anderthalb Meter breit war. Die anderen Passagiere sprangen aus, um am Ufer zu folgen; ich blieb sitzen. Unser Steuermann oder Kapitän — wie man halt will — sprang ins Wasser und zog den Rachen hinter sich her. Dieser Kanal machte aber buchstäblich solche Zickzacklinien, daß unsere kleine, ein paar Meter lange Barke keinen genügenden Raum fand, sich zu drehen, und oft wie eingekleidet im Gras des Ufers festsaß. Ich arbeitete aus Leibeskräften mit meinem Stock und der langbeinige Schilluk vor mir im Wasser zog und schob und hob und drehte, bis wir so langsam herauskamen; nach einem solchen, etwa halbständigen Wirt-

schaften mündete der Kanal in eine weite und breite, seeartige Wasserfläche.

Unser Fährmann sprang nun wieder in den Kahn hinein, um zu rudern; ich war unterdessen auch schon ein kühner Seemann geworden und ruderte mit einem breiten Stocke. Es war ein Vergnügen, so schoß unsere enge Barke dahin durch die Wellen. Gegen 9 bis 10 Uhr etwa erreichten wir das entgegengesetzte Ufer. „Gott sei Dank!“ sagte ich, „daß man sich wieder einmal bewegen und die verkrüppelten Beine ausstrecken kann.“ — Wir befanden uns im Bereich der Nuer.

Unser Schiffskapitän führte mit seinem Boot einen Nuer, der am Ufer wartete, hinüber und von dort wieder einige herüber; dies ist da so Sitte, da die Nuer hier keine Boote besitzen. So kommen die, welche ins Schillukland gehen wollen, ans Ufer, setzen sich hin und harren mit phlegmatischer Geduld, bis sich eine Ueberfahrtsgelegenheit darbietet; denn die Zeit kostet dem Neger gar nichts. So mußten wir auch bei unserer Rückkehr — aus Gefälligkeit natürlich — zweimal unser Boot hinüberfahren lassen mit einer Gesellschaft, die, Gott weiß, wie lange schon, am Ufer des breiten Wassers gefessen war.

Mittlerweile ging ich am Ufer auf und ab und betete mein Brevier. Da bemerkte ich zwei Nuerweiber mit ihren langen, schmalen Körben, ohne welche man sie auf der Reise nie sieht; in diesen haben sie ihr ganzes Reisegepäck. Mit dem Korb auf dem Kopfe kamen sie aus dem nahen Wald und näherten sich dem Landungsplatz. Kaum hatten sie mich, den Bonny (Fremden), am Ufer bemerkt, so blieben sie verduzt stehen. Doch faßten sie bald wieder Mut und näherten sich. Ich ging ihnen entgegen und grüßte sie nach Schillukart; die eine, welche die Schilluksprache verstand, antwortete: sie gingen ins Schillukland hinüber, um Tabak und kleine weiße Perlen zu verkaufen.

Bald kehrte unser Schifflein zurück und wurde ins Gras geschoben. Wir setzten unseren Weg fort, der bald bedeutend stieg, und der Wald begann; wir kamen mit anderen Worten aus dem eigentlichen Flußbett, denn wir haben jetzt niederen Wasserstand. Hier fand ich die Ruinen eines alten Negerdorfes, das schon teilweise überwachsen war. Auf meine Frage, was das für ein Dorf gewesen sei, antworteten sie, es sei ein Dorf der Ureinwohner gewesen,

die zur Zeit, als die Schilluk noch nicht existierten, dieses Land bewohnt hätten, dann aber bei der Einwanderung der Schilluk vertrieben worden seien. Bei meiner Rückkehr fragte ich die Nuer, die mich als hohen Gast zurückbegleiteten, nach demselben Dorfe; und diese antworteten, es sei ein Dorf gewesen, das vor Zeiten Schilluk bewohnt hätten, die aber von ihnen später vertrieben worden seien. Wer hat Recht? Jeder Zigeuner lobt sein Pferd.

Durch den Wald führte ein feiner betretener Fußsteig; ich behielt den kleinen Nuer bei mir und sandte die zwei Schilluk voraus, den Nuer von meiner Ankunft die Kunde zu bringen und zu erklären, wer und was ich sei, damit sie beim unerwarteten Anblick eines Weißen nicht zu sehr erschrecken; auch hätte es geschehen können, daß alle mit Hab und Gut, falls ich zufällig im Wald auf ein Wild geschossen hätte, Reißaus genommen hätten und geflohen wären, denn der Knall eines Gewehres übt auf die Nuer einen schauerlichen Eindruck aus.

Der Wald hörte bald wieder auf und vor uns hatten wir einen von den Chors, die zur Regenzeit mit tiefem Wasser angefüllt sind, dann aber wieder austrocknen. Dieser Chor durchschnitt den Wald stets in derselben Breite und es kam einem vor, als hätte man eine herrliche Alleestraße vor sich. Der Chor war jetzt trocken, nur in der Mitte befand sich noch etwas Wasser. — Hier erwarteten mich meine zwei vorausgeschickten Schilluk. Auf der anderen Seite des Chors am Rande des Waldes erblickte man das Nuerlager. Am Wasser war das junge Nuervolk mit Wassers schöpfen, Waschen und Baden beschäftigt. Wir näherten uns ihnen; sie verhielten sich ganz ruhig. Ich suchte nun eine etwas schmale Stelle, um über das Wasser zu kommen; ein guter Sprung — und ich stak bis zu den Knien im Schlamm. „Ist nicht so schlimm,“ dachte ich und nachdem ich am Trockenen festen Fuß gefaßt, zog ich die Schuhe ab, wand dann die Strümpfe aus und weiter ging's.

Das Dorf ist ganz mit Dornen umgeben. Am Eingang drängten sich alle, jung und alt, Männer und Weiber, eng zusammen, ziemlich frech und keck, mir entgegen; doch schritt ich stramm auf sie zu und gelangte so in die Umzäunung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Umgebung von Mbili.

Bericht des hochwürdigen P. Steph. Vockenhuber F. S. C.

I. Auf dem „God Melit“.

Sir schreiten durch die Hüttenreihen der Missionsstation und treten, einem Pfade folgend, in den Wald, der uns in der Nähe freundlich zuwinkt. Aus dem Gebüsch und von den Zweigen der Bäume erschallen die Stimmen der gefiederten Sänger, als wollten sie uns mit ihren melodischen Weisen begrüßen und herzlich willkommen heißen. Ein leises Lüftchen zieht vom Hügel zu Tale und fächelt uns angenehme Kühle zu; denn selbst durch das Blätterdach oder unseren Häuptern machen sich die Sonnenstrahlen noch ganz bedeutend fühlbar. Hoch in den Lüften kreisen Adler und Falken, den Blick zur Erde gesenkt, fortwährend nach Beute spähend. Emsige Biennen fliegen von Blume zu Blume und Schmetterlinge mit schwarz und goldgelb, weiß und lichtblau oder scharlachrot gestreiften Flügeln und verschiedenfarbigen Punktierungen und Zickzacklinien segeln lustig über die Gräser dahin. Vergnügt und gemächlich vor sich hinbrummend, wie Djur, die zum Tanze gehen, kreuzen Käfer aller Größen und von den auffallendsten Gestaltungen den Waldweg.

Dieser beginnt allmählich zu steigen und in vielen Krümmungen sich den Hügel hinauzuwinden. Mit jedem Schritte wird das Naturbild großartiger, fesselnder. Wir sind ganz in die Betrachtung all dieser Herrlichkeiten versunken. Da raschelt es im nahen Busche. Eine Gazelle, aus dem Schlafe geweckt, stürzt aus ihrem Versteck hervor und sucht in leichten Sprüngen das Weite. Noch können wir das niedliche Tier mit dem gesprenkelten Felle zwischen den Stämmen unterscheiden; dann aber entschwindet es gänzlich unseren Augen.

Langsam setzen wir den Aufstieg fort und gelangen nach kurzer Zeit bis zur Anhöhe. Lautes Gebell, vermischt mit Menschengeschrei, erfüllt plötzlich die Luft; es ist, als ob die „wilde Jagd“ im Anzug wäre. Bewundert bleiben wir stehen und lauschen. Behend wie eine Wildkaze klettert da ein Affe einen Baum

hinauf. Unruhig späht er hin und her; jetzt wendet er sich gegen uns — jetzt . . . er hat uns bemerkt — ein Schrei, ein Sprung aus der Höhe, gefolgt von dem Krachen und Brechen der Zweige. Nun schnell auf die Felsenklippe dort! In wilder Hast flieht unten in der Halde ein ganzes Heer von außergewöhnlich großen Affen nach allen Richtungen, während aus dem Wald ein Trupp von Männern und Jünglingen hervorbricht, die unter Verwünschungen den Flüchtlingen nachsetzen, sie mit Steinen bewerfen oder mit geschwungenen Lanzen und Speeren auf dieselben eindringen. Eine dichte Waldung entzieht indes die Fliehenden den Nachstellungen ihrer Verfolger. Die „Kinoccephali“, wie diese Affengattung heißt, sind feingeriebene Diebe. In den Durrahfeldern richten sie nicht unerheblichen Schaden an und werden oft zu einer wahren Landplage. Ihr scharfes Gehör, ihre Umsicht und staunenswerte Schnelligkeit, mit welcher sie sich geräuschlos den Weg durch das hohe Gras bahnen, erschwert es ungemein, ihrer habhaft zu werden.

Doch kehren wir zum Pfade zurück. Schon lacht uns vorne der freie, blaue Himmel entgegen; noch einige Schritte und wir sind oben auf dem „God Melit“. Es ist dies ein ausgedehnter, ganz isolierter Höhenzug, der sich von Nordwest nach Südost erstreckt und hier in seinem höchsten Punkt ungefähr 12 bis 15 Meter relativer Höhe erreicht. Der Boden ist teilweise eine Steinfläche mit runden, kesselartigen Einsenkungen, in denen sich zur Regenzeit Wasser ansammelt, teilweise mit Gras und Waldungen bewachsen. Am Nordwestrande allein fällt der Hügel steil zur Ebene ab und entfaltet hier die größte Leppigkeit. Nur an einer baumlosen Stelle können wir einen Ueberblick auf die unten sich ausbreitende Ebene gewinnen. Gegen Westen bemerken wir da die grünen Gefilde des Bongolandes. Diesem schließt sich gegen Norden hin das Flußgebiet des Djur an, dessen Ufer jedoch, von den aus der Tiefe emporragenden Baumkronen verdeckt, nicht sichtbar sind. In grauen, verschwommenen

Unrissen gewahren wir im Hintergrund einige Hügelketten, die von West nach Nord den Gesichtskreis abschließen. Das ganze Naturbild macht auf den Beschauer einen erhebenden Eindruck, der sich noch um vieles steigert, wenn am Abend die Anhöhe, von den zuckenden Sonnenstrahlen umwoben, wie in einem Lichtmeer dastehet und ringsum tiefe, feierliche Stille herrscht. Da ergreift die Seele ein geheimes, unbeschreibliches Gefühl. Unwillkürlich fühlt man sich auf die Gipfel der heimatlichen Berge versetzt; es ist, als vernähme man das Geblöke der heimkehrenden Herden, als erschalle in den Tristen das Horn, die fröhlichen Triller der Hirten, als dringe vom Tale herauf, von den Lüften gen Himmel getragen, der silberhelle, traute Ton des Aveglöckleins und als pflanze sich fort von Baum zu Baum im Waldbesrauschen der fromme Gruß: Ave Maria!

Rechts von uns zieht der Wald besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich. Bäume von ungewöhnlichem Umfang erheben sich da, mit dem Laubwerk ihrer Äste ein förmliches Dach bildend. Zerstört vom nagenden Zahne der Zeit, vom Sturmwind gebrochen oder vom Blitze zerschmettert und in die Tiefe geschleudert, liegen da und dort solche Walddriesen herum. Um ihre morschen, gebrochenen Glieder, wie über dem Leichnam eines gefallenen Heerführers, zerrt und tretet sich der junge Nachwuchs in seinem unwiderstehlichen Drange nach oben, nach Licht. Hier wüthet in all seiner Erbitterung und Schonungslosigkeit der Kampf ums Dasein.

Vorsichtig, da es unter dem Gestein viele giftige Schlangen gibt, steigen wir immer tiefer, bis wir auf einem ebenen Platz anlangen. In diesem Haine lebte einst, wie die Dür zu erzählen wissen, einer ihrer Stammesgenossen, Melit mit Namen, der, des geselligen Lebens

überdrüssig, sich in diese Einsamkeit zurückzog und hier sein Leben beschloß. Nach ihm soll nun der Wald als auch der betreffende Teil des Hügels „God Melit“ benannt worden sein.

Jetzt geht es von neuem aufwärts. Bald werden wir oben einer Höhle ansichtig, die gähnend vor uns ihren Rachen öffnet. Sie ist etwa 20 Meter lang und so geräumig, daß leicht hundert Menschen Platz fänden. Das Dach bildet eine überhängende Steinwand, die jeden Augenblick einzustürzen droht. Die Entstehung dieser Höhle, von den Dür „Nöt Dschuök“, d. i. Haus Gottes genannt, dürfte ausschließlich der Einwirkung des Wassers auf den Felsen zugeschrieben werden. Tatsache ist, daß zur Regenzeit die Höhle eher einem Wasserfall gleicht. Mit unglaublicher Heftigkeit brechen dann die Wasser aus den Klüften und Spaltungen des Innern hervor und stürzen schäumend in die Tiefe, wo sie sich an den Felsblöcken brechen und, von diesen in Haft geschlagen, ungestüm einen Ausgang suchen. Steigen wir nun noch etwas höher und wir sind wieder auf dem Gipfel des Hügels. Zwei stattliche Bäume, die zu beiden Seiten der Hütte wie treue Hüter stehen, ragen noch um die Hälfte herauf. Sie sind die Wahrzeichen sowie auch eine der schönsten Zierden des „Nöt Dschuök“ und des „God Melit“.

Auf der Rückkehr kommen wir wieder an dem oben beschriebenen Walde vorüber. Der Abendwind fährt durch die Blätter und sie säuseln uns den Abschiedsgruß zu; wir antworten dankend mit dem Dichter:

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang noch mein' Stimm' erschallt.
Lebe wohl, du schöner Wald!

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Missionsleben.

Erbaulicher Tod der alten Negerin Lucia Atameno.

Diese Negerin war gebürtig aus dem Stamme der Bongo. Aus ihrer ersten Jugendzeit wußte

sie nur mehr so viel, daß sie aus ihrem elterlichen Hause geraubt und als Sklavin an eine reiche Frau, Gattin eines französischen Konsuls, der zuerst in Kordofan, dann in Khartoum wohnte, verkauft wurde. Diese Frau liebte es, viele

Skaven zu besitzen, und behielt sie in ihrem Harem. Nach dem Tode der Frau schenkte ihr Gatte, Herr Lafare, den Skaven die Freiheit und Atameno wurde in die Mission geschickt.

Die Negerin war zwar von kurzer Fassungskraft, besaß jedoch ein einfältiges und gerades Herz. Sie wurde sogleich auf den Empfang der heiligen Taufe vorbereitet. So sehr war sie von der Erhabenheit des Aktes durchdrungen, daß sie wünschete, dieses heilige Sakrament später zu empfangen, aus Furcht, sie würde der Gnade nicht entsprechen und den lieben Gott durch eine Sünde beleidigen; sie zog es vor, erst am Totenbett getauft zu werden, um dann den Flug geradewegs in den Himmel zu nehmen. Da man sie jedoch ermahnte, sich an den besseren Teil zu halten, stimmte sie bei. Sie bereitete sich aufs beste vor und empfing am 12. April 1879 die heilige Taufe, wobei ihr der Name Lucia gegeben wurde. Zwei Jahre darauf, nämlich am 8. April 1881, erteilte ihr der große Missionsbischof Monsignore Daniel Comboni die heilige Firmung. Am 8. Mai 1882 wurde sie zum erstenmal zum himmlischen Gastmahl zugelassen, um sich mit dem Brote der Engel zu nähren.

Sie blieb stets der großen Gnade, die sie empfangen, treu, war stets eifrig bei der Arbeit. Ihre Beschäftigung war, für die Negerkinder der beiden Institute Brot zu backen. 1883 kamen die wilden Horden der Mahdisten aus dem Kordofan und bedrohten die Hauptstadt des Sudan, Khartoum. Die Missionäre mußten die Flucht ergreifen und den Sudan verlassen; auch Lucia Atameno folgte den Missionären und begab sich, nachdem sie einige Zeit in Schellal zugebracht hatte, nach Kairo.

Auch hier war sie nicht weniger eifrig bei den Uebungen der Frömmigkeit, liebte das Gebet und fand ihre Freude an dem häufigen Empfang der heiligen Sakramente. Unermüdet bei der Arbeit, faust und liebenswürdig, war sie nicht wenig beliebt bei ihren Genossinnen. Als die Neger unserer Mission von Kairo in die Negerkolonie Gefirah übersiedelten, folgte ihnen auch Lucia. Ein Neger, der ihre guten Eigenschaften, besonders ihre Güte kennen lernte, nahm sie zur Frau. Da er aber noch Katchumene war, wurde er bald getauft und erhielt den Namen Rudolf Abdel Cher. Am 25. April 1898 wurde Hochzeit gehalten und die Musikbande der Neger und ihre Gesänge trugen nicht wenig zur Erhöhung der Fest-

stimmung bei. Auch im neuen Lebensstand blieb sie immer gut, verwandte großen Eifer auf die häuslichen Arbeiten, ging oft zur Kirche und wenn sie Geschäfte halber die Kirche nicht besuchen konnte, so ging sie in später Abendstunde, da die Türe schon geschlossen war, zu einem Fenster, von wo aus sie den Tabernakel sehen konnte, und betete dort den in der Brots-gestalt verborgenen Heiland an.

Nach zwei Jahren (1900) wurde sie Witwe. Sie blieb einstweilen in ihrem Häuschen und führte ein geregeltes und arbeitsames Leben; sie half uns bei der Wäsche und verdiente sich so ihren Lebensunterhalt. Sie wurde von einem Brustleiden befallen und hustete viel, legte sich jedoch nicht zu Bette, bis ein Blutsturz ihr nahes Ende ankündigte. Unsere Schwestern luden sie ein, in unser Institut zu kommen, damit sie dort besser verpflegt werde. Als sie von ihren Gefährtinnen Abschied nahm, küßte sie dieselben zum letztenmal und empfahl ihnen, gut zu bleiben und sich vor der bösen und verführerischen Welt zu hüten. Das Testament über ihre wenigen Sachen war bald gemacht, sie ordnete zugleich an, welche Kleider ihr nach dem Tode gegeben werden sollten und daß einige wenige Sachen man verkaufen solle, um heilige Messen lesen zu lassen. Mit diesen guten Gesinnungen, geduldig und ergeben in den heiligen Willen Gottes, trat Lucia ins Institut ein, glücklich, von den Schwestern, die sie immer geachtet und geliebt hatte, verpflegt zu werden.

Am Morgen des letzten Tages bat sie die Krankenschwester um die heiligen Sterbsakramente. Der hochw. P. Obere der Negerkolonie wurde davon in Kenntnis gesetzt und kam sogleich, um ihr noch die letzte Dehlung zu spenden. Die gute alte Negerin fing dann an, mit lauter Stimme den Akt der Reue zu erwecken. Kurz darauf begann der Todeskampf und bei den letzten Sterbegebeten gab sie in einem Alter von 64 oder mehr Jahren ihre schöne Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück.

Dieses sind herrliche Früchte, welche auch inmitten einer verdorbenen und verpesteten Luft gedeihen. Sie reichen aber auch zu nicht geringem Troste für den apostolischen Arbeiter, der, um solche zu erzielen und zu bewahren, alle seine Mühen und Arbeiten, ja sein Leben selbst gerne opfert. Und ihr, auserwählte Seelen, die ihr aus den unglücklichen Söhnen Chams gerettet wurdet, zeigt euch nun im Himmel am Throne des Allerhöchsten allen denen dank-

bar, welche irgendwie zu eurer Glorie beigetragen haben!

Schwelter Julia

von den „Frommen Müttern des Negerlandes“.

Aus Attigo.

Aus der letztgegründeten Station Attigo entnehmen wir einem Briefe des hochw. P. Kohnen F. S. C. folgende Einzelheiten:

Wir zwei Patres und ein Bruder befinden uns hier so ziemlich wohl, haben jedoch mit allerhand Feinden zu kämpfen. Vor allem sind es eine Unzahl von Moskitos und da meine Hütte noch ohne Dach ist, haben sie freien Zutritt, um sich auf meine Kosten zu ernähren. Feinde der Arbeit sind die Schillukneger und so können diese kaum dazu gebracht werden, die nötigen Arbeiten zu verrichten, daß wir noch vor dem Charif (Regenzeit) unter Dach kommen.

Ganz unheimliche Nachbarn umgeben unsere Wohnungen. Vorgestern kam der hochwürdige P. Beduschi vom Bahr el Zeral; dort war er auf zwei Löwen gestoßen, die aus dem Busche sprangen. Er ist mit ein wenig Schrecken davongekommen.

Daß uns manchmal die gewöhnlichsten Dinge abgehen, ist hierzulande nicht zu verwundern. Kürzlich waren wir ganz und gar ohne Uhr, da alle den Dienst versagt hatten. Arbeit und Mittag nach der Sonne. Essenszeit, wenn man hungrig, und Schlafzeit, wenn man schläfrig ist. Der Bruder Jakob guckte bei Nacht dann und wann in die Sterne, um uns gegen die Morgenzeit hin zu wecken, und so kamen auch manchmal sonderbare Szenen vor. — Neulich wurden wir von Bruder Jakob geweckt und ich verrichtete nachher meine Morgenandacht; meine Augen waren jedoch noch so schwer und ich schielte von Zeit zu Zeit durch das Fensterchen der Hütte — es war finster und es bleibt finster — sonderbar, daß es nicht Licht wird. Mein Kopf sinkt tiefer und ich lege mich wieder nieder, bis ich nach langem süßen Schlaf erwachte und durch das Fensterchen sah, daß das Tageslicht anbrach. Auch die übrigen hatten sich nach ähnlicher Enttäuschung über die frühe Morgenstunde aufs Angareh (Bett) geworfen. — Diese und ähnliche Szenen sind hier im Süden nicht so selten; manchmal geschieht auch das Entgegengesetzte.

Die Leute hier als Wilde sind ziemlich gut und bringen uns auch schon Vertrauen

entgegen. Eben während ich dies schreibe, kommt ein junger Bursche und sagt: „Njelkuk tin, nuli dodo, redacnok (Kindchen klein, noch saugt es, ist krank) enok gir (Krankheit viel).“

„Was willst du also, Medizin?“ „Ja, ist sehr krank. Gestern ist sein Vater gestorben.“ Ich lasse gleich Ihren Brief liegen und fort ging's. Da finde ich eine junge Mutter mit einer armeneligen Kreatur in den Armen, die ganz mit Figuren vom Zauberer bestrichen war mittelst einer Farbe. Um die Hüften hatte es Hühnerdärme; diese waren auch bemalt. Um den Hals hatte das junge Weib einen Strick als Trauerzeichen, denn am Tag vorher war ihr Mann gestorben. Das Kind stand sehr schlecht. Das kleine Bäumlein ging wie ein Blasbalg, die Pulschläge konnte ich kaum zählen vor Schnelligkeit. Ich wollte dem Kleinen etwas Mandelöl geben, aber die Mutter zeigte einiges Mißtrauen. Ich erklärte ihr nun: „Ich weiß, daß diese Medizin gut, ja sehr gut ist für kleine Kinder, doch wenn du etwas fürchtest, so lasse ich es sein. Ich zwinge dich nicht. — Wie du willst.“ Sie sah die andern, welche ihr rieten, dem Kind etwas Del zu geben, verlegen an. Sie gab hierauf demselben von dem Dese zu trinken und nachdem es einige Tropfen geschluckt hatte, verdrehte es die Händchen und schloß die Augen, indem es ruhig liegen blieb. Die Mutter fing an zu schreien und legte ihm die Hand auf die Augen, während die übrigen Anwesenden hinaus gingen aus der Hütte. Diese Leute winkten auch mir zu kommen; ich aber weigerte mich und legte dem Kinde meine Hand auf den Kopf. „D wie heiß ist er! Gib mir Wasser, gib mir Wasser,“ rief ich, aber in dem Wirrwar kam keins. Da gab ich einem, der neben mir stand, einen Schubs. „Du Kerl, bring mir Wasser; auf was wartest du denn?“ Da endlich kommt eine Kürbisflasche mit etwas Nilwasser und — „Ich taufe dich“ zc. Der Kleine lag bewegungslos da. Die Mutter weinte; er ist tot (aroi), mein Sohn (Nyara)! Ich fürchtete schon, einen Toten getauft zu haben — da — noch eine Bewegung — ein Atemzug — er lebt! Gott sei Dank, ich hatte das meinige vollbracht und nun folgte ich dem immer stärker werdenden Winken der andern, herauszukommen.

Noch sehe ich die Mutter neben dem Kleinen am Boden liegen, während sie ihren Trauergesang schreit. Andere Weiber stürzen

hinein in die Hütte, werfen sich über die Mutter und alles stimmt nun Jammer- und Klagelieder an. — Es war ein Engel mehr im Himmel! Ich machte mich nun langsam aus dem Stau. Ich fürchtete, dieser plötzliche Tod auf meine Medizin hin hätte etwas Unruhe gegen uns hervorgerufen. Deshalb suchte ich am nächsten Morgen einen Vorwand, um ins Dorf zu kommen. Ich wollte, sagte ich, zu einer Frau gehen, die ein wehes Bein hatte — der eigentliche Grund war jedoch, etwas über das Gerede der Leute auszuspiionieren. — Ich fand alles beim alten, vom Toten kein Wort mehr; ich wurde sogar aufs beste bewirtet.

Gestern morgens war ich auf einer Hochzeitsfeier. Da gibt es drei Tage lang Tanz und Gesang und Trinken bei Tag und bei Nacht. Was ich jedoch hier erzählen will, ist eine Art Theater, das ich nie sonst gesehen. Die Leute sind alle im Hofe der Braut, um zu tanzen; plötzlich springen zwei junge Burschen auf den öffentlichen Platz des Dorfes. (Die Schillukdörfer sind in langen Reihen dicht aneinander gebaut; in der Mitte ist der öffentliche Platz, wo sich allerhand Szenen abspielen, wie Gesang, Streit, Kaufereien, Tanz und Unterhaltung.) Diese beiden halten ihre Stöcke hoch und ahmen die Giraffe ganz prächtig nach. Hierauf kommt ein anderer, auf allen Vieren langsam kriechend, und lauert schlau nach allen Seiten — es ist der Löwe. Dieser schleicht im Hofe hin und her, nähert sich der Giraffe und mit einem Sprunge überfällt er dieselbe, die stöhnend zu Boden sinkt; dann überfällt er die andern.

Während der Löwe zufrieden, aber stets ruhig und majestätisch um seine Beute herum-schleicht, stürzen zwei andere Burschen hervor, mit den Armen wie mit Flügeln hin- und herschwingend und von Zeit zu Zeit einen Schrei ausstoßend — es sind Nasgeier. Diese werfen sich gierig auf die vom Löwen erlegte Beute. Der Löwe stürzt gleich auf sie los, seine Beute zu verteidigen, diese wiederum auf die andere getötete Giraffe und so entsteht zwischen dem Löwen und den Nasgeiern ein Wettstreit. Indessen tritt ein anderer hervor — es ist der Mensch. Dieser nimmt sich einfach die Beute und die Szene ist aus.

Die ganze Gesellschaft kehrt in den Hof zurück und der Tanz nimmt seinen Gang wieder auf. Das Lob der Braut wird in

allen Tönen gesungen. Unterdessen haben mehrere Frauen große Kürbisschalen voll Brei oder besser eine Art Durrah-Polenta bereitet — es ist Zeit zum Schmausen.

Ich hatte mich so langsam in den Hof hineingearbeitet und so wurde ich auch zum Schmaus eingeladen. — Im Hofe darf so ein Schmaus nicht stattfinden, weil da zu viel hungrige Zuschauer sind. Ich kauerte mich am Boden in der Reihe der Gäste nieder.

Jetzt kommen zwei Mädchen herein mit einer leeren Kürbissflasche und einem kleinen Krug Wasser, rutschen auf den Knien vor den Gästen herum, welche ihre Hände unter die Kürbissflasche halten, und ein Mädchen gießt Wasser darüber, sie zu waschen. In der Mitte stehen zwei große, wirklich sehr große Schüsseln (Kürbisschalen) voll Brei; geschmolzene Butter ist reichlich darübergegossen (oder einfach Butter, denn hier kommt Butter nur im flüssigen Zustand vor und Butter wird nur flaschenweise gekauft). Um die Butter gut mit der Polenta zu vermischen, greifen die Kerls mit ihren schwarzen Tazgen hinein und kneten es dann ordentlich durcheinander. — So ist alles zum Essen bereit. — Aber wir sind an zwanzig Mann und es ist nur ein Löffel da, d. h. eine Muschel. Diese wurde mit allgemeiner Zustimmung mir gegeben; alle andern griffen mit voller Faust hinein. Die Mahlzeit war gar nicht schlecht; von Salz natürlich keine Rede — das war das einzige, was ihr fehlte. Nachdem ich gut gegessen, legte ich meinen Löffel nieder.

„ß doch!“ sagte mein Nachbar und nahm meinen Löffel, füllte ihn aus seiner Hand und reichte ihn mir; an einem solchen Löffel voll hat man schon zu kauen. — Im Augenblick ist die erste Schüssel leer, worauf eine zweite auch bald verschwand. Dem, der nicht zur gemeinsamen Schüssel reichen konnte, wurde hie und da von den Nächsten eine Handvoll in die Hände gedrückt.

Nachdem alles verzehrt ist, reiben die noblen Gäste mit den von Butter fetten Händen ihre Haut ein. Die auf den Boden getropfte Butter wird sorgsam aufgehoben und Brust und Rücken fest damit eingerieben.

Darauf erscheinen die Mädchen abermals mit Wasser zum Händewaschen. An mir ging das Mädchen vorüber; da fallen gleich mehrere drein: „Warum wäschst du dem Bonyo (Fremden) die Hände nicht?“ „O,“ sagte ich, das

Mädchen verteidigend, „die mit dem Löffel essen, beschmierem die Finger nicht und brauchen sie deshalb nicht zu waschen.“ — „Das ist ja ganz recht!“ stimmten alle zu und die Waschung ging weiter. Die große Gesellschaftspfeife wurde angezündet und nachdem man noch eine Weile

geplaudert hatte, teilte sich langsam die Gesellschaft. Am Nachmittag sollten andere Spiele stattfinden, denen ich gerne zugehört hätte — aber gerade um diese Zeit wurde ich zu einem kranken Kinde gerufen und deshalb muß ich eine andere Gelegenheit abwarten.

Verschiedenes.

Zur Nachahmung.

Wohl der schönste Tag des Lebens ist der Tag der ersten heiligen Kommunion. Um dem lieben Heiland an diesem Tag eine Freude zu bereiten, legten die guten Erstkommunikanten aus der Pfarre Seilauß ihre Scherlein zusammen und sandten das kleine Opfer von Kr. 31 an unser Missionshaus, damit drüben in Afrika ein Heidentind getauft werde. — Gewiß ein schöner Gedanke; am schönsten Tag ihres Lebens gedachten sie der armen Negerkinder, damit auch sie eines ähnlichen Glückes teilhaftig werden können.

Der göttliche Kinderfreund möge es diesen lieben Kindern reichlich vergelten; möge dies andern ein Ansporn zur Nachahmung sein!

Zu unseren Bildern.

Die jungen Brautleute, welche der Leser auf Seite 131 erblickt, stammen beide aus Abyssinien und wohnen gegenwärtig auf unserer Negerkolonie Gefirah. Der Bräutigam, mit Namen Franz Temsana, hatte schon als zehnjähriger Knabe aus einem uns unbekanntem Grunde seine Heimat verlassen und war nach langem Umherirren nach Suakin am Roten Meere gelangt. Dort wurde er in ganz verwahrlostem Zustand von unseren Missionären auf der Straße aufgelesen und erhielt von ihnen seine erste Schulbildung. Von Suakin wurde er dann nach Gefirah geschickt, lernte in unserer dortigen Negerischule die arabische und italienische Sprache und genoß zugleich einen regelmäßigen Religionsunterricht. Nachdem er das Katechumenat durchgemacht hatte, erhielt er auf sein inständiges Bitten die heilige Taufe. In der schulfreien Zeit erlernte Franz unter Leitung eines sachmännisch gebildeten Laienbruders unserer Kongregation das Schneiderhandwerk, das er auch nach vollendetem Schulbesuch noch mehrere Jahre hindurch mit Geschicklichkeit und gutem Erfolg im Missionshaus ausübte. Wiewohl er sich in der nahen Stadt Kairo durch Ausübung dieses Handwerkes den Lebensunterhalt hätte erwerben können, so trat er doch auf den Rat der

Missionäre bei dem katholisch-koptischen Patriarchalvikar in Kairo als Kawaß in Dienst und verblieb in dieser Stellung zwei Jahre. Während dieser Zeit wußte er sich durch seinen anspruchslosen Fleiß, seinen sanftmütigen Charakter und seine Redlichkeit die Achtung der koptischen Geistlichkeit zu erwerben. Darauf kehrte er nach Gefirah zurück und fand Arbeit und Verdienst in einer Milchwirtschaft, die an unsere Negerkolonie anstößt und die, dank der tüchtigen Leitung ihres Besitzers, eines ägyptischen Bauers, in Kairo und Umgebung sich ein gewisses Renommee bereits erworben hatte. Letzterer stand von jeher mit der Kolonie in geschäftlicher Beziehung und nennt sich mit Stolz einen Freund unserer Mission. Franz erwarb sich in kurzer Zeit durch seine guten Eigenschaften das volle Vertrauen seines neuen Dienstherrn. Wiewohl dieser ein Mohammedaner ist, so ist Franz doch ganz ungehindert in Erfüllung seiner religiösen Pflichten, denen er auch mit gewissenhafter Treue nachkommt.

Die in ihrem Hochzeitsschmuck prangende Braut hat auch ein bewegtes Leben hinter sich. Im Kriege, der zwischen dem Negus Menelik und Abdullahi, dem Beherrscher des Mahdreiches, im Jahre 1889 entbrannte und mit einem Siege des letzteren endete, wurde sie als kleines Mädchen mit ihrer Mutter von den Derwischen ergriffen und dann nach Omdurman geschleppt, wo sie bis zu der im Jahre 1898 erfolgten Wiedereroberung des Sudan in der Gefangenschaft weilte. Dann kam sie nach Kairo und ihr guter Engel führte sie in eine katholisch-koptische Familie, wo sie nicht bloß bleibende Unterkunft fand, sondern auch unsere heilige Religion kennen lernte. Als Mariam — dies ist ihr Name — ins heiratsfähige Alter getreten war, war ihr Hausherr darauf bedacht, sich nach einem passenden Lebensgefährten für sie umzusehen. Da er bei der koptischen Geistlichkeit hierüber Erkundigungen einzog, wurde er auf Franz Temsana aufmerksam gemacht. Sogleich begab er sich in unsere Negerkolonie und auf die Frage nach dessen persönlichen Eigenschaften konnte ihm der damalige Obere eine Antwort

geben, die ihn in hohem Grade befriedigte. Die jungen Leute lernten sich nun gegenseitig kennen und da Mariam inzwischen die heilige Taufe empfangen hatte, so stand ihrer Verehelichung kein Hindernis mehr entgegen. Letztere wurde im Kirchlein unserer Negerkolonie unter Beteiligung

sowohl aller Bekannten und Bekanntinnen der Braut als auch unserer Neger gefeiert. Den Glanzpunkt der weltlichen Feier bildete der oblige Negertanz, der, wie immer, unsere ganze schwarze Gesellschaft in die fröhlichste Stimmung versetzte und erst in später Nacht sein Ende fand.

Gebetserhörungen und =Empfehlungen.

Gebetserhörungen und =Empfehlungen, bei welchen nicht Name und Wohnort der Redaktion anzuzeigen werden, werden nicht veröffentlicht. — Die Abkürzung wird durch die Redaktion besorgt.

P. K. in S. Durch die Fürbitte der lieben Mutter Gottes, des hl. Josef und des hl. Antonius habe ich in einem geschäftlichen Anliegen Hilfe erlangt. Veröffentlichung war versprochen. Bitte um ferneres Gebet und um guten Fortgang.

J. P. in W. In einem großen Familienanliegen sind wir erhört worden, wo die Sache recht kritisch war. Darum Lob und Dank dem heiligsten Herzen Jesu, Mariä und dem hl. Josef sowie den lieben armen Seelen.

G. M. in U. Dem heiligsten Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes, dem hl. Josef, dem hl. Antonius und Namenspatron innigsten Dank für eine glücklich ausgefallene Operation und vollkommene Genesung. Veröffentlichung war versprochen.

Eine Frau aus Gm. dankt dem heiligsten Herzen Jesu und dem hl. Thaddäus für Erhörung in einem großen Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Un genannt aus J. Preis und Dank dem heiligsten Herzen Jesu und Mariä für Befreiung von jahrelangem Seelenleiden und von Traurigkeit, von der ich mich durch kein Mittel zu befreien wußte.

* * *

J. S. in K. Bitte ums Gebet zum hl. Josef um Befreiung von schwerer Krankheit.

Eine Wohltäterin aus G. bittet ums Gebet für ihren kranken Sohn.

Eine Abonnentin des „Stern“ bittet ums Gebet zum göttlichen Herzen Jesu, zum hl. Antonius und zur hl. Ottilia für ihr Kind, das sich das Auge schwer verletzt hat.

Abonnent aus W. bittet dringend ums Gebet, um durch die Fürbitte Mariä, des hl. Josef, des hl. Antonius und der hl. Philomena beim heiligsten Herzen Jesu ein gerechtes Urteil in einer großen Streitsache zu erlangen, die bald erledigt werden soll.

J. P. in W. bittet ums Gebet für einen geisteskranken Familienvater, für einige Kranke, für einige schwerbedrängte Familien, für zwei Gemütskranke, in einem Verkaufsanliegen und in mehreren anderen geistlichen und leiblichen Anliegen.

J. M. aus G. und L. K. aus K. bitten ums Gebet zum heiligsten Herzen Jesu, zu Maria, Josef und Antonius in einem schweren Anliegen.

J. L. aus K. bittet ums Gebet in einer schweren Geldangelegenheit.

M. K. aus L. Bitte ums Gebet zu den armen Seelen, die mir schon oft geholfen, in einer Pachtangelegenheit.

M. K. In einem sehr großen Anliegen wende ich mich mit Vertrauen zum heiligsten Herzen Jesu und bitte ums Gebet. Im Falle der Erhörung verspreche Veröffentlichung.

Unsere Bitten.

Sehr dringend bitten wir um ein Belum für den Segen, ferner um Kirchenwäsche und um ein Meßbuch.

Diesen Bitten fügt der hochw. P. Stephan Bockenhuber aus Mbili eine innige Bitte bei: „Gerne möchte ich Ihnen Bilder für den ‚Stern‘ schicken, doch fehlt uns ein photographischer Apparat. Vielleicht findet sich ein edler Wohltäter, der uns einen solchen verschaffen würde. Gut wäre folgender: Spezial-Bull’s-Eye-Kodak Nr. 4, Negativgröße 12 × 12½ cm oder größer.“

Dem frommen Gebet werden empfohlen: † Hochw. Pfarrer Franz Felder. — † Ehrwürdige Schwester Ottilia. — Ein besonders wichtiges Anliegen.

in Rajango); M. Marböck 1.—; Jos. Freisacher 20.— (für die Taufe eines Heidenkinds auf den Namen Josefa); von Ungenannt aus Zmerlaterns für zwei Heidenkinder (Ferdinand und Christina); Str. Theres 20.— (Josef); — von den Erstkommunikanten in Sallau für ein Heidenkind 31.—.

Außerdem sandten ein: Hochw. Dir. von Sarns schöne Kommunionbilder; Ludw. Kettl Bücher; Hugo Niedermayer Stoffe und kleine Anzüge für die Negerkinder; N. N. Socken; Filomena Obertimpfer zwölf Duzend Rosenkränze; Ungenannt aus Gmunden verschiedene Schmuckgegenstände; H. H. Fr. Tandler Goldperlen;

D. W. zirka 1000 Briefmarken; andere mehrere item viele Briefmarken.

Zur **Verloberung heiliger Messen**: Theres Halm 3.51; Lehr. Fröhlich 15.26; Magd. Huber 23.—; Sterzer H. 2.—; N. N. Feldthurns 10.—; N. Dörner 60.—; Ungenannt aus Kärnten 100.—; Fr. Friedrich 58.50; Witwe Weiller 42.42; Ludw. Kettl 2.—; Ferd. Huber 5.—; G. Steigenberger 6.—; M. Rigg 6.—; E. Schwarz 5.—; H. Mühl 7.—; M. Pramberger 4.—; ehrwürdige Tertiarschwester in Mühlbach 60.—; N. Mach 10.—; M. Nürnberg 2.—; Stephan Wurm 25.—; M. Glagl 5.—; E. Liederer 2.—; M. An. 15.—; Fr. B. Willand 8.—.

„O Herr, verleihe allen unseren Wohltätern um deines Namens willen das ewige Leben!“

Der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu.

Monatschrift des Gebetsapostolates und der Andacht zum heiligsten Herzen Jesu.

Redigiert von P. Josef Hättenschwiler S. J.

Jeder Jahrgang besteht aus 12 Monatsheften und kostet Kr. 2 = M. 2. Mit Postversendung Kr. 2.24, in Deutschland M. 2.60. Weltpostverein frks. 3.50.

Man abonniert bei

Gel. Rauch, Innsbruck, Innrain Nr. 6 und 8.

Wohl keine Zeitschrift führt so in die Geheimnisse des göttlichen Herzens Jesu ein und entflammt so zur Liebe dieses heiligsten Herzens als der so sehr verbreitete Sendbote.

Volkslieder

mit Noten und Begleitakkorden. — Sittlich rein. — Bisher drei Lieferungen.

Gebunden à 50 h. Im Selbstverlag M. Hölzl, Altenmarkt bei Radstadt. Bei etwas größeren Bestellungen hoher Rabatt.

Ebenso und ebendort

„Liebe Kinder, betet an!“

Nein gemeinsame Anbetungsstunden, Mess-, Beicht-, Kommunionandacht etc., mit Strichlein zum Ablesen. Gebunden 25 oder 40 h.

2. Auflage.

Der Beruf einer Hilfsmissionarin für Afrika.

2. Auflage.

Mit Empfehlungsschreiben Sr. Eminenz des Kardinals Kopp von Breslau und der hochwürdigsten Bischöfe von Marburg, St. Gallen, Linz und St. Pölten und einem Begleitwort von Dr. Ignaz Nieder, Theologieprofessor.

Mit Druckerlaubnis des Magisters des heiligen apostolischen Palastes und des Vize-Gerens von Rom.

Preis: 24 h, 20 Pfg., 25 cent.

Zu beziehen durch die Herderschen Verlagshandlungen in Freiburg im Breisgau und in Wien sowie durch die St. Petrus Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsg. 12, und deren Filialen und Ausgabestellen: München, Türkenstr. 15/II. — Breslau, Hirschstr. 33. — Solothurn, Ober-Stalden 69.

Unter der Fahne Mariens!

Sodalen-Korrespondenz für Marianische Kongregationen.

Redig. von P. Georg Harrasser S. J., Wien, IX., Canisiusgasse 12.

Jährlich zwölf reichillustrirte Hefte. — Preis samt Zusendung jährlich Mh. 2.50 oder Kr. 2.60.

Für die Länder des Weltpostvereins fr. 3.60.

Man abonniert bei der

Administration der „Sodalen-Korrespondenz“, Wien, I., Sonnfeldgasse 21.

NB. Bestellungen werden allezeit entgegengenommen. Früher erschienene Hefte werden nachgeliefert. Auch alte Jahrg. (1895—1903) können noch bezogen werden zum Preise von à Mh. 2 oder Kr. 2.

Mein Begleiter.

Ein Lehr- und Gebetbüchlein für alle Stände.

Von P. Wolfgang Schaubmayer O. S. B.

Mit kirchlicher Druckgenehmigung.

156 Seiten. Broschirt 60 Pfg., in Leder und Goldschnitt M. 1.

Zu beziehen durch die

Verlagsanstalt v. G. J. Manz, Regensburg.

Dieses Büchlein ist eine geistliche Blumenlese aus den Schriften der heiligen Väter und Schriftsteller und bietet der christlichen Seele für jeden Tag des Jahres einen heilsamen, lehrreichen Gedanken und wird ihr deshalb ein treuer Freund und segensvoller Begleiter sein.

Verlag: Felix Rauch, Innsbruck.

Zu beziehen durch alle
Buchhandlungen.

Das Zentrum der Weltgeschichte.

124 Seiten, broschiert Kr. 1.— oder Mk. 1.—. Zweck und Aufgabe des vorliegenden Buches ist, kurz und bündig nachzuweisen, daß die Vergeltung der Gottheit Christi nicht nur eine Gottlosigkeit, sondern auch ein blühender Unfirt ist. Dieses zeitgemäße Buch sollte in den Händen eines jeden sein, der mit sogenannten „Gebildeten“ und „Aufgeklärten“ zu tun hat; es wird ihm in Widerlegungen von Objektionen treffliche Dienste leisten.

Eine Abhandlung, Christen und Antichristen gewidmet, von P. Norbert Stod O. Cap.

Der neue Gnadenpfennig,

band (Holzschnitt) Kr. 1.40 oder Mk. 1.20, in Lederband (Goldschnitt) Kr. 2.20 oder Mk. 1.90, in Chagrinband (Goldschnitt) Kr. 2.80 oder Mk. 2.40. — Bischofliche Empfehlung: Dieses marianische Gebetbüchlein ist dem christlichen Volke in seinen trübten Stunden und ersten Seelenangelegenheiten längst zu einem „Gnadenpfennig“ geworden. Vom Volke heraus ist daher an mich das wiederholte Ansuchen gestellt worden, ich möchte den Verleger zu einer neuen Auflage bestimmen. Das hab' ich gerne getan, weil ich weiß, daß jene Gebete gut sind, welche das christliche Volk als echten Ausdruck seines Vertrauens und seiner Liebe zur Muttergottes empfinden hat. Salzburg, am 21. April 1905.

d. i.: Die wunderthätige Medaille von der Unbesetzten Empfängnis Mariä, von Philibert Seebö O. F. M. — In Weinwandband (Goldschnitt) Kr. 2.20 oder Mk. 1.90, in Chagrinband (Goldschnitt) Kr. 2.80 oder Mk. 2.40. — Bischofliche Empfehlung: Dieses marianische Gebetbüchlein ist dem christlichen Volke in seinen trübten Stunden und ersten Seelenangelegenheiten längst zu einem „Gnadenpfennig“ geworden. Vom Volke heraus ist daher an mich das wiederholte Ansuchen gestellt worden, ich möchte den Verleger zu einer neuen Auflage bestimmen. Das hab' ich gerne getan, weil ich weiß, daß jene Gebete gut sind, welche das christliche Volk als echten Ausdruck seines Vertrauens und seiner Liebe zur Muttergottes empfinden hat. Salzburg, am 21. April 1905.

Praktische Anleitung zum würdigen Empfange der heiligen Kommunion.

b) Dankfagung; c) Anhang; als 1. Bemerkungen; 2. übersichtl. Zusammenstellung der Hauptgedanken. Möge diese neue Ausgabe wieder in viele Hände kommen. — Zur Massenverbreitung geeignet.

Von Aug. Aigner S. J.
Vierte Auflage, 80 Seit.

Dieses wirkl. praktische Büchlein enthält 3 Teile:
a) Vorbereitung;
b) Dankfagung; c) Anhang; als 1. Bemerkungen; 2. übersichtl. Zusammenstellung der Hauptgedanken. Möge diese neue Ausgabe wieder in viele Hände kommen. — Zur Massenverbreitung geeignet.



Kunstglocken-
gießerei

von

Gebrüder Oberascher,
Telephon 7246, München, Zweigstraße 5,

empfehlen
sich zur Anfertigung

von Kirchenglocken

in jeder Größe und Schwere sowie Geläuten
in harmonisch-melodischer Stimmung. Anfuß von
alten Glocken. Einem hochw. Klerus und titl. Behörden steht
unser reich illustr. Prachtkatalog franko gerne zu Diensten. Beste Re-
ferenzen. Prompte Bedienung.

Insertenpreise: 1/2 Seite 20 K — 1/4 Seite 12 K — 1/8 Seite 7 K —
1/16 Seite 4 K — bei Wiederholungen hoher Rabatt.

Inhalt:

Hohe Empfehlungen	121	Verschiedenes: Zur Nachahmung	143
Krönung des neuen Schillukönigs Fadjet (Fort- setzung und Schluß)	122	Zu unseren Bildern	143
Die Engländer im Sudan (Fortsetzung)	130	Gebets-Erhörungen und -Empfehlungen; Unsere Bitten	144
Mein erster Besuch bei den Nuer	136	Abbildungen: Generaloberin und Schwestern der „Frommen Mütter des Negerlandes“. — Ein Negerpaar. — Ein schwarzer Zauberer. — Der Tempel Nyfangs und der ihm geweihte Dsche.	
Die Umgebung von Mbili	138		
Aus dem Missionsleben: Erbaulicher Tod der alten Negerin Lucia Atameno	139		
Aus Uttigo	141		